

Deutsche Sammlung

Reihe: Geographie, 2. Band

Herausgeber: Dr. phil. Walter Geisler
Prof. der Geographie a. d. Universität Halle a. S.

Der Deutsche Anteil an der Entdeckung und Erforschung der Erdteile

von

Professor Dr. Arthur Köhler

Erster Teil:

Afrika



Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe
1929

Deutsche Sammlung

S 17/292

Alle Rechte vorbehalten

1929/438
Stadt- u. Univ.-Bibl.
FRANKFURT a. M.

Buchdruckerei Hans Adler Inh.: E. Panzig & Co. Greifswald

48/570 x 1

Vorwort.

Die Großtaten der Helden auf dem Felde der Entdeckung und Erforschung der Erde sind für die menschliche Kultur von so außerordentlicher Wirkung gewesen, daß man meinen sollte, die Kenntnis des Lebens und Schaffens dieser Männer müsse ein Bestandteil der allgemeinen Bildung des Durchschnittsmenschen sein und kein Schüler dürfe die Schule verlassen, ohne ihre Bedeutung für unser Erdbild und für die Menschheitsgeschichte kennengelernt zu haben. Dem ist aber nicht so. Die Lehrpläne fast aller Schulgattungen führen die Entdeckungsgeschichte gar nicht als besonderen Unterrichtsgegenstand auf, und das deutsche Volk weiß wenig oder nichts von den großen Entdeckern, deren Leben so reich gewesen ist an dramatischen Momenten, an Beweisen menschlichen Mutes und an heldenhaften Leistungen im Ertragen kaum glaublicher Entbehrungen. Kein Volk aber ist in höherem Maße an diesen Leistungen beteiligt als das deutsche, das gegenwärtig mehr denn je Ursache hat, sich dessen bewußt zu werden. Und so wendet sich das vorliegende Büchlein gleicherweise an die Gebildeten und Strebenden aus dem Volke, an die Lehrer aller Schulgattungen, an die reifen Schüler und Schülerinnen wie an die Volks- und Schulbüchereien in dem Bestreben, hinzuweisen auf das, was Deutsche auf entdeckungsgeschichtlichem Gebiete für die Wissenschaft und Kultur getan haben.

Da es somit weitesten Kreisen dienen will, war von vornherein eine Beschränkung in der Auswahl und Bearbeitung des Stoffes geboten. Systematische Vollständigkeit ist bei der Anzahl entdeckungsgeschichtlicher Unternehmungen nicht erstrebt worden. Die räumliche Erweiterung

des Erdbildes steht immer im Vordergrund, die wissenschaftliche Einzelforschung tritt demgegenüber zurück.

Die in größeren Werken eingehaltene Gliederung nach geschichtlichen Zeitabschnitten ist zugunsten einer Gliederung nach Erdteilen aufgegeben worden. Diese hat den Vorzug, daß sie eine größere Übersichtlichkeit des Gesamtstoffes schafft und die Verwendung des Buches neben jedem geographischen Lehr- und Schulbuch erleichtert.

Einen breiten Raum nehmen im Text Ausschnitte und typische Beispiele aus den Reiseberichten der großen Entdecker ein. Sie sollen die Art, Schwierigkeit und Bedeutung der einzelnen Unternehmungen ins rechte Licht rücken.

Außer den Werken der Forscher selbst sind vom Verfasser auch alle sonst ihm zugänglichen wichtigeren Quellen herangezogen worden. Literarische Nachweisungen innerhalb des Textes hat Verfasser — außer bei wörtlichen Entlehnungen — im Hinblick auf den Zweck des Buches vermieden, in einem Quellenverzeichnis aber alle benutzten Schriften namhaft gemacht.

Ein zweites Bändchen soll den deutschen Anteil an der Entdeckung und Erforschung Amerikas und Australiens darstellen, ein drittes Asien und die Polargebiete in gleicher Weise behandeln.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, Herrn Universitätsprofessor Dr. Walter Geisler in Halle, der die Anregung zu dem Buche gab, für freundliche wertvolle Winke bei der Herstellung von Text und Karten verbindlichst zu danken. Ebenso fühle ich mich dem Verleger, Herrn Dr. Moninger in Karlsruhe, für sein Entgegenkommen in der Frage der äußeren Ausstattung des Buches verpflichtet.

Arthur Köhler.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	7
I. Deutsche Entdeckertätigkeit bis zum Auftreten Heinrich Barths 1848	9
II. Vom Auftreten Heinrich Barths (1848) bis zur Erwerbung deutscher Kolonien in Afrika (1884)	16
a) Nordafrika, Wüsten- und Sudanforschung	16
b) Das Nilquellen- und Seenproblem	60
c) Südafrika	73
d) Das Kongogebiet	88
III. Von der Erwerbung deutscher Kolonien in Afrika (1884) bis auf die Gegenwart	96
a) Nordost-Afrika	96
b) Ehemalige deutsche Schutzgebiete	113
c) Das übrige Afrika	132
Literatur	137
Namenverzeichnis der Entdecker und Forscher	140

Einleitung.

Afrika heißt nicht mit Unrecht der „dunkle Erdteil“, denn bis in die neueste Zeit ist es den Blicken Europas verschleiert geblieben, obwohl es vor dessen Toren liegt und mit seiner Nordküste bereits dem Kulturkreise der Alten Welt angehörte. Die Gründe für seine späte Erschließung liegen nicht fern. Kein Erdteil ist so von der Ungunst der geographischen Verhältnisse betroffen wie Afrika. Von den beiden Syrten und dem Golf von Guinea abgesehen, fehlt eine tiefer eingreifende Gliederung der Küste. Armut an Halbinseln und Inseln ist die Folge. So verdient Afrika ein „Stamm ohne Zweige“, ein „Rumpf ohne Glieder“ genannt zu werden. Den Zugang zur Küste erschweren außerdem starke Brandung und gefährliche Sandbänke, die von den aus der Sahara kommenden Winden erzeugt werden. Die Zahl der guten Naturhäfen ist daher äußerst gering.

Ganz besonders mußte die Bodengestalt von dem Erdteil abschrecken. Afrika besteht vorwiegend aus Plateauland, eingerahmt von steilen Randgebirgen. Die Küsten umsäumt fast überall ein verhältnismäßig schmaler Tieflandsstreifen, so daß bald nach dem Landen beträchtliche Höhen zu erklimmen sind. Dazu kommt, daß die Hochflächen teils Steppen-, teils Wüstencharakter tragen. Vor allem aber stellte das weite Sandmeer der Sahara, das sich durch die ganze Breite des Erdteils vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meere erstreckt, bis in die Neuzeit der Forschung unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Nicht minder ist die Natur der Flüsse der Erforschung Afrikas hinderlich gewesen. Die Mündungen vieler Flüsse und Ströme leiden an Versandung, so daß schwer in sie

einzudringen ist. Im Mittel- und Unterlauf aber verwehren vielfach gewaltige Wasserfälle, Stromschnellen und Geröllmassen den Schiffen den Zutritt ins Innere.

Auch das ungesunde Klima hat die Erschließung des Kontinents aufgehalten. Fast $\frac{4}{5}$ des Erdteils liegen in der heißen Zone. Die feuchten Küstenebenen erzeugen Fieber und Malaria. Infolge der äußerst geringen Gliederung und der hochansteigenden Randgebirge ist Afrika des ausgleichenden Einflusses der kühlen Seewinde völlig beraubt.

„Zu den natürlichen Hemmnissen der Afrikaforschung trat im Beginn des Mittelalters noch ein politisches: die Ausbreitung der mohammedanischen Macht vom Roten Meer bis zu den Säulen des Herkules und selbst bis auf europäischen Boden. Nun wurde vollends das Innere Afrikas durch eine breite, äußerst schwer zu überschreitende Scheidewand von der christlichen Welt getrennt. Was die Araber etwa im Innern und an den Küsten des Kontinents erkundet hatten, konnte den Europäern nur in geringem Maße Vorteil bringen, ja gelangte oft kaum zu ihrer Kenntnis. Es braucht kaum betont zu werden, daß jene Scheidewand noch heute ihre Wirksamkeit nicht völlig verloren hat. Wenn die weißen Flecken auf der Karte von Afrika aus der Mitte und dem Süden viel rascher verschwunden sind als aus der östlichen Sahara, so ist daran nicht nur die Wüstenatur des Nordens, sondern auch die Feindseligkeit der mohammedanischen Wüstenstämme schuld“ (Hahn).

I. Deutsche Entdeckertätigkeit bis zum Auftreten Heinrich Barths (1848).

Die Deutschen finden wir erst im sogenannten Zeitalter der Entdeckungen (1300—1540) auf dem Felde der Afrikaforschung, nachdem bereits die Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer im 15. Jahrhundert die Westküste Afrikas bis zum Golf von Guinea bekannt gemacht hatten, um Handelsverbindungen mit Indien anzubahnen. Die Fortsetzung der begonnenen Aufgabe übertrug die portugiesische Regierung Diego Cão. Er unternahm zwei Reisen, deren zweite für uns Deutsche ein besonderes Interesse hat durch die Teilnahme des jungen Nürnberger Kaufmanns

Martin Behaim.

Er stammte aus einem alten Nürnberger Adelsgeschlecht. In seiner Jugend war ihm das Glück zuteil geworden, bei dem ersten Astronomen seiner Zeit, Johannes Müller (nach seiner fränkischen Vaterstadt Königsberg Regiomontan genannt), Privatunterricht zu genießen. Dieser verlieh ihm eine gewisse Berühmtheit und genügte der portugiesischen Regierung, sich eines so wertvollen wissenschaftlichen Beirates zu versichern.

Mit Diego Cão finden wir Martin Behaim 1484 in der Guineabucht, wo er an der Entdeckung der kleinen, jetzt spanischen Insel Annobon teilnimmt, 1485 an der Mündung des Kongos, den beide eine Strecke aufwärts fahren, und schließlich am Kap Groß als dem südlichsten Punkte dieser Fahrt, nahe dem 22. Grad südlicher Breite, von wo nach einer Abwesenheit von 19 Monaten die Rückkehr nach Portugal erfolgte.

Die Aufnahme bei Hofe war höchst ehrenvoll. Behaim wurde vom König eigenhändig zum Ritter geschlagen. Nun verheiratete er sich mit einer jungen adeligen Dame aus Lissabon, lebte dann mehrere Jahre auf der Azoreninsel Fayal, wo sein Schwiegervater Statthalter war, und besuchte zu Beginn der 90er Jahre die Heimat, um eine Erbschaftsangelegenheit in Ordnung zu bringen. Über ein Jahr hielt er sich in Nürnberg auf und brachte in dieser Zeit auf Wunsch der drei höchsten städtischen Beamten seinen berühmten „Erdapfel“, den ersten wirklichen Erdglobus, zu stande. Das Werk befindet sich noch jetzt im Privatbesitz der von Behaim'schen Familie in Nürnberg. Als Kunstwerk höchst beachtenswert, gibt uns der Globus mit seinen massenhaften Legenden ein mustergültiges Bild von dem, was man unmittelbar vor der Entdeckung Amerikas vom Weltbild zu wissen glaubte, wußte und nicht wußte. Nachdem Behaim auf solche Weise seinen Namen verewigt hatte, kehrte er wieder auf die Azoren zurück und entschwindet unserm Blick. Wir hören von ihm zuletzt, als er 1507 bei einem gelegentlichen Besuch in Lissabon verstarb (Günther).

Martin Behaim hat sich durch seine Reise einen ebenso dauernden Platz innerhalb der Entdeckungsgeschichte gesichert wie durch seinen Globus innerhalb der Kartographie. Er hat den Irrglauben von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone mit zerstören und durch Überschreitung des Äquators einen Bruch mit der ganzen Anschauungsweise des Mittelalters herbeiführen helfen.

Im weiteren Verlaufe des Zeitalters der Entdeckungen werden die Küstenumrisse Afrikas völlig bekannt, ohne daß Deutsche dabei beteiligt sind.

Das Jahr 1788 brachte die Gründung der Afrikanischen Gesellschaft in London. Sie hatte sich das doppelte Ziel gesteckt, Innerafrika erforschen zu lassen und Absatzgebiete für den englischen Handel zu gewinnen.

Als erste große Aufgabe wies sie ihren Reisenden die Lösung des N i g e r p r o b l e m s zu. Über den Lauf dieses

Stromes herrschte damals eine große Meinungsverschiedenheit. Die wunderlichsten und kühnsten Annahmen waren verbreitet, am meisten der Glaube an einen Zusammenhang des Nigers mit dem Nil.

Nachdem der schottische Arzt Mungo Park die erste genaue Kenntnis des Stromes nach Europa gebracht hatte, sandte die Londoner Afrikanische Gesellschaft den deutschen Gelehrten

Friedrich Hornemann,

einen Hildesheimer Pastorensohn, aus, das Nigerproblem weiter zu verfolgen. Er war damals erst 25 Jahre alt, aber wissenschaftlich vollkommen vorbereitet. Als Mohammedaner verkleidet, reiste er 1798 mit einer von Mekka heimkehrenden Pilgerkarawane von Kairo über die Oasen Siwa und Ludschila nach Mursuk in Fessan und legte damit einen gefürchteten Weg zurück, den vor ihm kein Europäer gegangen war.

Durch diese Reise ist Hornemann der erste eigentliche deutsche Entdecker geworden. Er hat uns ein deutliches Bild von dem Lande zwischen Kairo und Mursuk und von der Umgebung Mursuks entworfen. Wir lernen durch ihn die Natur des Bodens der Wüste, ihre eigenartigen Wasserverhältnisse, das Wüstenklima, die Fruchtbarkeit der Oasen und ihre Naturprodukte kennen. Ebenso schildert er uns Charakter, Lebensart und Regierungsform der Wüstenstämme und beschreibt uns ihre Städte und Dörfer. Mit Staunen vernehmen wir, welcher ansehnlichen Handel das Königreich Fessan bereits vor 1¼ Jahrhundert aufwies.

„Vom Oktober bis zum Februar“, heißt es in dem Tagebuch des Reisenden, „ist Mursuk der große Markt und Sammelplatz für die verschiedenen Karawanen von Kairo, Bengasi, Tripolis, Ghadames, Bornu, dem Sudan und für die kleineren Karawanen der Wüstenstämme der Tibbu und Tuarik und der Araber. Die aus dem Süden und Westen nach Mursuk kommenden Karawanen bringen als Handelsartikel Sklaven, vorzüglich Sklavenmädchen, Goldstaub und gediegenes Gold in Körnern, Straußensfedern und

Tigerfelle. Von Bornu führt man sehr viel Kupfer ein. Die Karawane von Kairo bringt Seidenwaren, wollene Tücher, gläserne Armringe und Glaskorallen. Die Kaufleute von Bengasi, die sich gewöhnlich an die Karawane von Kairo anschließen, führen hauptsächlich Kau- und Schnupftabak ein. Die Karawane von Tripolis und die von Ghadames handeln besonders mit Papier, Glaskorallen, Schießgewehren, Säbeln, Spiegeln, Messern und roten wollenen Mützen. Die kleineren Karawanen der Tibbu, Tuarik und Araber bieten Butter, Fett, Öl und Weizen an."

Hornemann konnte sich auf seiner Reise fast durchweg der Sicherheit erfreuen, die er von seinem, wenn auch nur vorübergehend angenommenen Charakter als Muselman erhofft hatte. Nur einmal, als die Karawane Siwa verlassen hatte, schwebten er und sein Dolmetscher in Lebensgefahr. Er erzählt uns darüber folgendes: „Eines Tages trat der Dolmetscher mit den Worten auf mich zu: Verflucht sei der Augenblick, in dem ich mich zu dieser Reise entschloß. Wir sind beide unvermeidlich verloren; man hält uns für Christen und Kundschafter und will uns töten. Ich verwies ihm seine Kleinmütigkeit und erinnerte ihn, daß sein jetziges Betragen uns noch weit verdächtiger machen würde. Sie wollen nie etwas von Gefahr hören, antwortete er, aber für dieses Mal werden Sie Ihren Leichtsinns teuer genug bezahlen müssen. Da ich sah, daß die Angst ihm alle Besinnung geraubt hatte, ließ ich ihn stehen und trat unbewaffnet, aber festen Schrittes auf die lärmende Versammlung der Siwaer zu. Einige riefen sogleich aus: Ihr seid einer von den Christen von Kairo und hierher gekommen, unser Land auszukundschaften. Ich wendete mich an einen der vornehmsten Männer, dessen großen Einfluß ich kannte und der sehr oft in meinem Zelte gewesen war, und sagte: Bruder, sahst Du je 300 Bewaffnete zwei Männer verfolgen, die zehn Tage als Freunde unter ihnen lebten, mit ihnen aßen und tranken und deren Zelt jedem offen stand? Du selbst hast uns angegriffen, wie wir beteten und im Koran lasen, nun beschuldigst Du uns, wir gehörten zu den

Ungläubigen? Weißt Du nicht, daß es eine große Sünde ist, einem Rechtgläubigen zu sagen, er sei ein Heide? Da ich dieses mit vieler Fassung und großem Ernste vortrug, so schienen viele aus der Versammlung eine günstige Meinung von mir zu bekommen. Man forderte uns auf, im Koran zu lesen, um zu zeigen, daß wir wirklich der mohammedanischen Religion angehörten. Glücklicherweise beschränkten sich unsere Kenntnisse nicht auf bloßes Lesen. Die Häupter der Karawane, die bis jetzt geschwiegen hatten, nahmen jetzt laut unsere Partei, und selbst viele Siwaer verwendeten sich für uns. Kurz, die Untersuchung endigte zu unserm Vorteil. Mein Charakter als Mohammedaner war nun fest gegründet."

Von Mursuk begab sich Hornemann nach Tripolis, ordnete daselbst seine Papiere und schickte sie nach England. Hierauf kehrte er nach Mursuk zurück und schloß sich im Jahre 1800, voll von frischer Entdeckerlust, einer Karawane nach Bornu an. Sein Ziel war, zum Niger vorzustößen, Timbuktu zu erreichen und den Strom bis zur Mündung zu verfolgen. Zwei Tage vor seiner Abreise schrieb er den letzten Brief an die Afrikanische Gesellschaft in London. Dann blieb er Jahrzehnte lang verschollen. Erst viel später gelangte nach Europa die Kunde, daß er den Niger im Mittellauf nahezu erreicht habe, aber dort nach der Ansicht der einen im April 1801 in der Landschaft Nupe als Christ erkannt und ermordet worden, nach der Ansicht anderer an Dysenterie gestorben sei.

Hornemanns Reise gehört zu den glänzendsten aller Zeiten. War er doch nahe daran gewesen, das Nigerproblem zu lösen und hatte er doch beinahe Afrika von der Nilmündung bis zum Guineabusen durchquert. In seinem in deutscher Sprache abgefaßten Tagebuche besitzen wir die erste ausführliche Beschreibung Fessans und eine Darstellung der Stämme der Sahara. „Er hat die Pforte zu Innerafrika erschlossen, denn mit ihm beginnt das neue Wissen vom mittleren Teile des Sudans" (Peschel).

Auch in Nordostafrika und in den südlicheren

Nilländern ist in dem Zeitabschnitt bis 1848 nicht ohne Erfolg geforscht worden. Der Deutschschweizer

Johann Ludwig Burckhardt

ging nach fast dreijähriger Entdeckertätigkeit in Syrien und Arabien 1813 von Kairo den Nil aufwärts bis in die Gegend des dritten Kataraktes. Assuan bezeichnet er als den romantischsten Ort des durchzogenen Gebiets. Die Bekanntschaft mit den Nubiern und weiter südlich mit den Mamelucken war der Hauptgewinn dieser Reise. Die Feindseligkeit des letzteren Volksstammes verhinderte ein weiteres Vordringen nilaufwärts, und so sah sich Burckhardt gezwungen, nach Assuan zurückzukehren.

Im folgenden Jahre (1814) schloß er sich einer Karawane an, die Berber, nördlich der Einmündung der Atbara in den Nil gelegen, zum Ziel hatte. Der gefürchtete Weg wurde in 22 Tagen zurückgelegt. Da man nur mit 18 gerechnet hatte, trat zuletzt Mangel an Lebensmitteln und an Wasser ein, und die Karawane geriet in große Not. Ein Gefühl der Erlösung bemächtigte sich aller, als die Araber eines Tages ausriefen: „Gott sei gelobt, wir riechen den Nil.“ Die Nähe des Flusses spürt man zwei Stunden vom Ufer entfernt an einer größeren Feuchtigkeit der Luft.

Die Bewohner der Stadt Berber, Araber, zeichneten sich durch Verrätereie und Habsucht aus. In dem Streben nach Gewinn kannten sie keine Grenzen, und sicher gab es wenige unter ihnen oder unter den arabischen Reisegefährten, die nicht in den Tod eines Menschen eingewilligt hätten, um einen Dollar zu verdienen.

Nach 14tägigem Aufenthalte in Berber brach Burckhardt mit dem größeren Teil der Karawane nach Schendi auf, der nächst Sennaar größten Handelsstadt im östlichen Sudan. Der Charakter des Volkes hatte viel Ähnlichkeit mit dem der Einwohner von Berber. Trunksucht, Diebstahl, Räubereien und Ausschweifung waren an der Tagesordnung. Burckhardt blieb einen Monat in Schendi. Dann bot sich ihm die willkommene Gelegenheit, mit einer Suakin-Karawane ans Rote Meer zu gelangen.

Fünf Tage nach dem Ausbruch bekam er den Fluß Atbara zu Gesicht. Das üppige Wachstum an seinen Ufern erfüllte selbst die steinernen Herzen der Sklavenhändler mit Freude. Einer von ihnen rief, indem er auf den dürrer Strich Landes anspielte, durch den die Karawane gereist war: „Nach dem Tode kommt das Paradies.“ Alle eilten nach dem Flusse hin und stiegen begierig seine niedrigen Ufer hinab, um den Durst zu löschen. Mehrere Kamele zerrissen beim Anblick des Wassers die Halsfarn, woran man sie führte. Ohne Schwierigkeit waten die Reisenden durch das nicht tiefe Wasser und schlugen am jenseitigen Ufer ihr Lager auf.

Der Weg zum Roten Meere bot keine Schwierigkeiten. So wurde Suakin sechs Wochen nach der Abreise von Schendi glücklich erreicht.

Diese Reise von den Ufern des Nils durch die Wüste zum Roten Meer ist die einzige, die dem Forscher in ununtersuchten Ländern des Innern von Afrika zu vollenden gelang. Auf ihr beruht sein Hauptruhm als Entdecker. Ihm bleibt ferner das Verdienst, das Niltal bis Schendi und damit Nubien der Forschung eröffnet zu haben. Seine Reiseberichte, schlicht und ungeschminkt gegeben, zeichnen sich durch Treue, Genauigkeit und tiefe Gründlichkeit aus.

Als Beduine verkleidet, kehrte er über Suez nach Kairo zurück, um im Auftrage der Londoner Afrikanischen Gesellschaft über Mursuk nach dem Niger zu reisen und den Strom in seiner ganzen Länge zu befahren. Lange harrte er vergeblich auf die heißersehnte Fessankarawane, da ereilte ihn mitten in seinen Entwürfen 1817 plötzlich der Tod.

Eine beträchtliche Erweiterung des geographischen Gesichtskreises erwuchs aus dem außerordentlichen Interesse, das der Vizekönig Mohammed Ali von Aegypten der Entdeckung und Forschung entgegenbrachte. 43 Jahre lang beherrschte er die Nilländer. 1820—1823 eroberten seine Truppen Nubien, Sennaar und Kordofan, wodurch die Möglichkeit geschaffen wurde, bis dahin ganz unzugängliche Ge-

genden zu besuchen. Die Gründung von Chartum erwies sich als bedeutsam für die Folgezeit; hatte man doch mit diesem Orte einen Stützpunkt für spätere Expeditionen gewonnen.

Als erster Europäer bereifte der Frankfurter Naturforscher

Eduard Rüppell

das eben erst eroberte, vorher gänzlich unbekannte, sagenhafte Kordofan. Aus seinen Reiseberichten erfahren wir, daß die nördlichen und westlichen Grenzen unbewohnte, wasserarme Steppen, die südlichen Grenzen Wälder sind, die von Schillucknegern bewohnt werden. Im Innern fand er die Landschaft abwechslungsreich. Leider brachte die Eroberung Kordofans durch die türkischen Truppen des ägyptischen Vizekönigs Mohammed Ali den unglücklichen Einwohnern schlimmste Sklaverei. Wahrhaft empörende Szenen schildert uns Rüppell in seinem Buche: „Jedes Jahr werden ganz systematisch Raubzüge in die Berge gemacht, wo man die einzelnen Kolonien umzingelt und die Bewohner nach dem Recht des Stärkeren abführt. Zwei Drittel der Unglücklichen kommen gewöhnlich um, bevor sie Kairo erreichen. Von den 40 000 Menschenopfern, die die Türken ihrer Heimat entrißen, sind jetzt keine 5000 in ganz Ägypten mehr am Leben.“

II. Vom Auftreten Heinrich Barths (1848) bis zur Erwerbung deutscher Kolonien in Afrika (1884).

a) Nordafrika, Wüsten- und Sudanforschung.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erscheint auf dem Felde der Afrikaforschung ein Mann, dessen Lebenswerk so gewaltig ist, daß man sein Auftreten als den Beginn einer neuen Periode in der Entdeckungsgeschichte Afrikas ansieht. Es ist

Heinrich Barth,

neben Livingstone der größte Afrikareisende aller Zeiten. Mit ihm hebt die große und fruchtbare Epoche der Reisen nach dem Sudan an.

Barth war am 16. Februar 1821 in Hamburg geboren, studierte an der Universität Berlin unter anderem vergleichende Erdkunde bei Carl Ritter und unternahm nach Abschluß seiner Studien 1845—47 eine große wissenschaftliche Reise, auf der er die gesamten afrikanischen und asiatischen Uferländer des Mittelmeers kennenlernte. Mit Beginn des Wintersemesters 1848 eröffnete er Vorlesungen an der Berliner Universität über die Geographie Nordafrikas, über die Geschichte der griechischen Kolonien und über alte vergleichende Geographie. Er fand nur wenige Hörer, wohl weil ihm die Gabe zu rechter plastischer Gestaltung des Stoffes abging. Bald stellte er deshalb seine Lehrtätigkeit ein. Da brachte ihm der Sommer 1849 eine Anregung von außen. England bereitete eine große Forschungsreise durch die Sahara nach dem Sudan unter Oberleitung des Journalisten James Richardson vor. Der preussische Gesandte in London, Bunsen, erwirkte die Erlaubnis zur Beteiligung der deutschen Wissenschaft an diesem Unternehmen, und Carl Ritter schlug seinen Freund und Schüler Heinrich Barth vor. Da diesem die nötigen Kenntnisse in der Handhabung astronomischer Meßinstrumente fehlten, erreichte die Berliner Geographische Gesellschaft noch die Teilnahme des Hamburger Gelehrten Adolf Overweg.

Die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen hielten die Reisenden länger in Tripolis fest, als man vorher angenommen hatte; deshalb beschlossen Barth und Overweg, die müßige Zeit zu einem Ausflug in die Gebirgswelt von Tripolis zu benutzen. Diese Landschaft war zwar kein völlig neues Land, aber in Europa doch noch wenig bekannt, und erst Barth hat sie uns in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen geschildert.

Endlich war alles zum Ausbruch nach Innerafrika Mö-

fige beschafft, und in feierlichem Aufzug zogen die Reisenden am 24. März 1850 unter dem Staunen der Tripolitaner zu Stadt hinaus, ihrer verschleierte Zukunft entgegen.

Nur etwa 15 Tagemärsche von der Küste entfernt, lernten sie schon die frostloseste aller Wüstenformen kennen, die Schrecken erregende Hammada, „eine heißglühende, wasser- und beinahe pflanzenlose, steinige Hochfläche, die den Wanderer sechs Tagemärsche ohne Rast und in Gefahr zu verdursten vorwärts treibt, ihn aber für alle Mühsale entschädigt durch den ewig wasserreichen Brunnen, der ihn an ihrem Ende empfängt“ (Barth, Reisen).

Auf direktem Wege wurde Mursuk, die Hauptstadt Fessans, erreicht. Bis hierher war das durchzogene Gebiet bereits bekannt.

Die Reise nach dem Sudan sollte das Gebirgsland Air berühren. Um dies Land, das noch nie die Schritte eines Europäers betreten hatten, mit Aussicht auf Sicherheit besuchen zu können, schien es geraten, unter dem Schutze eines mächtigen Häuptlings zu stehen. Deshalb wurde ein Eilbote abgesandt, die Tuarik-Häuptlinge von Ghat (Khat) herbeizuholen. Aber so unverschämt ihre Forderungen waren, so gering war ihre Hilfe. Unter Bruch des mit ihnen abgeschlossenen Vertrages verweigerten sie nicht allzuweit hinter Ghat die Führung, die Karawane ihrem weiteren Schicksal überlassend.

Nach mehreren Überfällen und Ausplünderungen seitens der räuberischen Tuarikhorden konnten die Reisenden aber dennoch das Wüstengebirge Air betreten. Es bot sich ihnen in eigenartiger Schönheit dar: im ganzen wildwüßt, teilweise malerisch, mit schönen Schluchten und herrlich ausgezackten Bergen.

Air ist eins der gesündesten Länder der Erde. Regen ist hier keine seltene Erscheinung, so daß die Täler reich bewachsen sind.

Das Tal von Tintellust war das nächste ersehnte Ziel der Karawane. Der mächtige Häuptling dieses Ortes, Annur, ließ sie durch Abgesandte in seine Residenz gelei-

ten. Er empfing die drei Forscher in einer ungeschminkten und barbarisch wohlwollenden Weise.

„Mit größter Einfachheit“, erzählt Barth, „bemerkte er, daß wir, obwohl als Christen schuldbesleckt in sein Land gekommen, doch durch die vielen Gefahren und Mühseligkeiten, die wir erduldet, reingewaschen seien; wir hätten nun nichts weiter als das Klima der Regenzeit und die Diebe zu fürchten. Die Geschenke, die vor ihm ausgebreitet wurden, nahm er gnädig an, aber ohne ein Wort zu sagen; von Gastfreundlichkeit erzeugte er uns nicht die geringste Spur. Wenige Tage darauf sandte er uns die unzweideutige Botschaft, daß, wenn wir auf unsere eigne Gefahr hin nach dem Sudan zu gehen beabsichtigten, dies in Begleitung der Karawane geschehen könne; er werde uns zuverlässig keine Hindernisse in den Weg legen; wünschten wir aber, daß er selbst mit uns gehe und uns beschütze, so müßten wir ihm eine beträchtliche Summe ausbezahlen. Er gab einfach und ohne Umschweife diese Summe an; nachdem er sie erhalten, hielt er an seinem Worte mit der größten Gewissenhaftigkeit fest.“

Um sich auch den Sultan des ganzen Landes geneigt zu machen, beschloß Barth, ihn in seiner Residenz Agades zu besuchen. Unter dem Schutze des Schwiegersohnes Annurs gestaltete sich der Ausflug gefahrlos. Das Land, durch das der Marsch ging, bildete eine malerische Wildnis — felsiges Terrain, häufig von sich schlängelnden Tälern und trockenen Rinnsalen durchschnitten, die reich mit Kraut und Mimosen bewachsen waren, und von Bergkuppen und einzelnen Bergkegeln überragt. Längs des Pfades der Wanderer waren zahlreiche Fußtapfen von Löwen deutlich zu erkennen.

Der Sultan von Agades empfing Barth überaus freundlich. Die große Sicherheit, deren sich der Forscher hier erfreuen durfte, ermöglichte ein eingehendes Studium von Land und Leuten.

Nach Tintellust zurückgekehrt, betrieb er mit Eifer die Weiterreise nach Kano im Staate Sokoto. Ungeachtet

manchen kleinen Ungemaches war ihm das Bergland Nir unendlich lieb geworden, und mit tiefem Gefühl nahm er Abschied von Hügel, Tal und Klippe.

Barth, Overweg und Richardson reisten in Häuptling Annurs Abtheilung einer großen Salzkarawane, die das begehrte Gewürz aus Bilma geholt hatte und nach dem Sudan weiter befördern wollte. Sie umfaßte etwa 2000 Kamele, Annurs Abtheilung 200. Die Richtung der Reise war fast genau südlich. Nach Verlauf von 3 Wochen zeigten sich die ersten Kornfelder, und damit war jene fruchtbare, viele Städte und Dörfer umfassende Landschaft Innerafrikas erreicht, die nicht nur ihre eigne Bevölkerung ernähren, sondern auch fremde Länder versorgen kann.

An der Grenze zwischen Sahara und Sudan teilte sich die große Salzkarawane. Die Gefahr war überstanden und strenge Heeresordnung nicht mehr nötig. Jetzt konnten Reisende auch einzeln sicher ihre Straße verfolgen.

Mit dem 11. Januar 1851 war ein bedeutsamer Tag für unsere 3 Forscher angebrochen: Infolge des traurigen Zustandes ihrer Geldverhältnisse mußten sie sich trennen, bis neuer Nachschuß aus der Heimat angekommen wäre. Overweg wollte geraden Weges nach Tessaoua gehen; Barth hielt an seinem Plane, die große Handelsstadt Kano aufzusuchen, fest, und Richardson strebte unmittelbar Kuka am Tjadsee zu, wo alle drei wieder zusammenzutreffen gedachten.

Barths Abtheilung der Salzkarawane wandte sich zunächst südwärts, nach Katsena, der ersten Provinz der ausgedehnten Sudanreiche; hier wohnte der erste, fast unabhängige Statthalter (Sultan). Leider hielt dieser den Forscher längere Zeit zurück, um ein großes Geschenk zu erpressen, während die Karawane ihren Weg fortsetzen durfte. Erst nachdem die Forderungen des Sultans, wenn auch nicht vollständig nach seinen Wünschen, befriedigt waren, wurde die Weiterreise gestattet.

„Mein Herz hüpfte vor Freuden“, berichtet Barth dankbar, „als ich Katsena verließ. Ein prachtvoller Mor-

gen, der mir die glücklichsten Augenblicke meines Lebens gewährte, brach an. Unabhängig von jedermann, mit meinem kleinen Troß von drei Begleitern ohne Hab' und Gut in die Welt hineinziehend, konnte ich mich ganz dem Gefühle ungebundenster Freiheit hingeben und an dem friedlichsten Genusse des herrlichen Anblicks von Gottes Schöpfung in neuen lebensvollen Formen mich laben. Die Landschaft, die ich betraf, gehört zu den schönsten, anmutigsten Gegenden, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Die Bodenoberfläche war leicht gewellt; auf ihr erhob sich eine Pflanzenwelt in größter Mannigfaltigkeit und reichster Fülle, von der Künstlerhand der Natur zu schönen Gruppen geordnet. Die Flora war gewissermaßen nur da, um der befiederten Welt als heitere und sichere Ruhestätte zu dienen. Vögel von unzähligen Arten spielten im Vollgenusse ihrer Freiheit girrend und zwitschernd umher. Hier und da ließ sich eine Herde mit Behaglichkeit über den reichen Weidegrund sich ausbreitender Rinder sehen; alle Kühe waren von weißer Farbe.“

Rüstig ging es vorwärts, dem großen Zielpunkt Kano entgegen. Barth hätte glücklich sein können, wenn er nicht fast gänzlich mittellos in dieser Stadt angekommen wäre. Obgleich er dem Sultan nicht mit fürstlichen Geschenken aufwarten konnte, erhielt er die Erlaubnis, sich nach Belieben umzutun. Es war ein reiches, lebendiges Bild einer kleinen Welt für sich, das sich vor seinen Blicken entrollte. Hier war eine Reihe Läden voll einheimischer und fremder Waren, dort eine große Schattenbude voll halbnackter, halb verhungertes Sklaven, ihrer Heimat, ihren Weibern oder Männern, ihren Eltern oder Kindern entrisen, wie Vieh in Reihen aufgestellt und verzweifelt auf die Käufer starrend, ängstlich wartend, in wessen Hände ihr Schicksal sie führen würde; hier ein reicher Herr, in Seide und glänzende Gewänder gekleidet, dort ein armer Blinder, der seinen Weg langsam durch die Menge fühlt und jeden Augenblick niedertreten zu werden fürchtet.

Es würde Barth kaum möglich gewesen sein, die Vorbereitungen zu seiner Weiterreise nach Bornu zu treffen, wenn ihn nicht der Herrscher unterstützt hätte. Trotzdem war seine Lage, als er Kano verließ, besonders beunruhigend. Er reiste ohne Karawane, hatte nur einen Diener, auf den er sich verlassen konnte, und die Straße wurde von Räubern unsicher gemacht. Aber, von Selbstvertrauen erfüllt, eilte er „mit demselben Entzücken, mit dem ein Vogel seinem Käfig entflieht, aus den engen, schmutzigen Lehmmauern hinaus in Gottes freie Schöpfung“ (Barth). Nun lag das weite Feld der Forschung in den anlockendsten Umrissen wieder vor seinen Blicken.

Auf dem Wege nach Bornu wurde ihm gemeldet, daß sein Reisegefährte Richardson gestorben sei, noch ehe er Kuka erreicht habe. Der Übergang von der schönen, frischen Luft der Berglandschaft Nir zu dem drückend warmen Klima der Fruchtländer Sudans hatte ihn stark angegriffen. Den Reiseanstrengungen war er vollends erlegen. Barth versäumte nicht, sein Grab aufzusuchen. Von den Bewohnern der Gegend erfuhr er das Nähere über sein Ende. Richardson war am Abend des 28. Februar 1851 in schwächlichem Zustande in dem Orte Nghurutna angekommen und schon am nächsten Morgen verschieden. Alle Einwohner hatten lebhaftes Interesse an dem Ereignis genommen und den Verstorbenen würdig begraben.

Der 2. April 1851 sollte ein bedeutsamer Tag für Barth werden, entscheidend für die ganze Richtung seiner Tätigkeit in diesen Gegenden. Er sollte endlich die Hauptstadt des Fürsten erreichen, an den die drei Forscher ausdrücklich gesandt worden waren und von dessen Neigung Erfolg oder Fehlschlagen der weiteren Unternehmungen abhing. Aber wie näherte er sich seinem Ziele! Wie zog er in Bornus Hauptstadt Kuka ein! Ohne Mittel irgend welcher Art, im ärmlichsten Aufzuge.

Gleichwohl fand er bei dem Herrscher, Scheich Omar, den freundlichsten Empfang und erhielt Richardsons Tagebücher und Gepäck ausgehändigt.

Sein Aufenthalt in der Stadt wurde durch einen Ausflug nach den Ufern des Tjadsee angenehm unterbrochen. Er fand den See als eine ungeheure, seichte Lache, die nur in der Mitte ein schiffbares Fahrwasser von ein bis zwei Klaftern Tiefe enthält, mit Inseln bestreut, die von einem unabhängigen, den Anwohnern feindlichen Stamme bewohnt sind, während sich rundumher Sumpf und niedriger Wiesengrund von gewaltiger Ausdehnung lagern. Jede Woche verändert der Tjad seine Ufer; diese aber sind in der Hand verschiedener unter sich feindlicher Stämme.

Am 7. Mai traf auch Overweg glücklich ein. Mit ihm besprach Barth die weiteren Pläne. Während ersterer den Tjadsee im mitgebrachten englischen Boot befahren und samt seiner Inselwelt erforschen wollte, brach Barth zu einer Reise nach dem noch ganz unbekanntem Reich Adamaua auf. Ihn begleiteten außer seinen eigenen Dienern zwei Boten des Statthalters dieses Landes und ein Offizier Scheich Omar. Sein Hauptaugenmerk lenkte er von Anfang an darauf, aus eigener Anschauung jenen großen, Adamaua durchströmenden Fluß kennen zu lernen, von dem er so vieles gehört hatte und den zu entdecken er so großes Verlangen trug, den Benue. Und als er am 18. Juni 1851 als glücklicher Entdecker oberhalb Jolas am Ufer des Stromes stand, erlebte er einen der glücklichsten Augenblicke seines Lebens. Nun konnte er selbst als Augenzeuge über Richtung und Natur dieses großen Binnenwassers sprechen. Von stummem Entzücken ergriffen, schaute er sprachlos in das reiche Land hinein. Es trug den Charakter wüster Wildnis, da es alljährlich durch die Fluten des hoch über seine Ufer tretenden Flusses auf eine weite Strecke unter Wasser gesetzt wurde.

Mit der Entdeckung des Benue hatte der Forscher den natürlichen Eingangsweg vom Golf von Guinea in das Herz Afrikas gefunden.

Die Uferbewohner setzten die ganze kleine Gesellschaft über den Strom, und in rüstigem Marsch bewegte sich diese der Hauptstadt Adamauas, Jola, zu.

Barth begrüßte den Statthalter als der erste Europäer, der sein Land besuchte, und übergab ihm den Empfehlungsbrief des Scheichs Omar. Infolge der zwischen Bornu und Adamaua herrschenden Feindseligkeit wurde Barth jedoch gezwungen, unverzüglich nach Kuka zurückzukehren.

Nach seiner Wiedervereinigung mit Overweg rüsteten beide zu einem Vorstoß in die Landschaft Kanem, der nicht nur im Dienste der Wissenschaft stehen, sondern auch eine Gesundheitsreise sein sollte, denn die Körperkräfte der beiden Forscher drohten dem ungesunden Klima Kukas zu erliegen. Die nur kleine Reisegesellschaft bewegte sich nordwärts, setzte über den Komadugu nahe seiner Mündung in den Tschadsee und konnte auf ihrem weiteren Zuge abwechslungsreiche Bilder genießen: Salzsiedereien in Betrieb, saftige Weidegründe mit riesigen Rinder-, Schaf- und Pferdeherden, fruchtbare Ackerlandschaften. Eins der anziehendsten Schauspiele jener Gegend war eine 96 der prächtigsten Elefanten umfassende Herde, die zur Tränke zog.

In Kanem angekommen, gaben Barth und Overweg dem Scheich Rhet sofort ihre Absicht kund, mit seiner Hilfe das östliche Tschadseeufer und namentlich den Bahr el Ghafal zu untersuchen, sowie dessen Verbindung mit dem See klarzustellen. Scheich Rhet entgegnete aber, daß es ihm unmöglich wäre, sie in jene Gegend zu bringen, da diese infolge vieler Raubzüge feindlicher Stämme außerordentlich gefährlich sei. So konnten sie nur einen kleinen Teil der Landschaft Kanem sehen, waren aber so glücklich, die Rückreise nach Kuka ohne ernstlichen Unfall zu vollenden.

Schon zehn Tage nach ihrer Ankunft verließen sie ihr Standquartier aufs neue, um sich einem Heereszuge anzuschließen und so keine Gelegenheit ungenutzt zu lassen, mit neuen Gegenden bekannt zu werden. Es galt angeblich, die freiheitliebenden Mußgustämme zu unterwerfen; in Wirklichkeit aber hatten es die Bornuaner auf Sklaven-

jagden abgesehen, die um so aussichtsreicher waren, als die Mußgunation in viele kleine Einzelherrschaften zerstückelt war, die sich gegenseitig befehdeten.

Mußgu liegt zwischen Bagirmi und Adamaua, nimmt also den nördlichsten Zipfel des heutigen Kamerun ein. Die Heeresfahrt ging von Kuka südöstlich über Dikoa bis an den Logone, den westlichen Arm des in den Tschad mündenden Schari, also durch Gegenden, die noch nie von Europäern betreten worden waren. In abwechslungsreicher Aufeinanderfolge bekamen die Reisenden Baumwoll-, Reis- und Kornfelder, dichte Wildnisse, prächtige Baumgruppen, riesige Elefantenherden zu sehen; die durchzogenen Länder erschienen ihnen als die reichsten und ihrer fast gänzlich ebenen Beschaffenheit wegen als der Kultur am meisten fähigen des ganzen Erdteils; sie wiesen auch die bedeutendsten Elfenbeinmärkte auf.

Welch' glückliches Leben hätte hier erblühen können, wenn nicht die Sklavenjagden so vernichtend gewüthet hätten! Diese bildeten denn auch das Hauptgeschäft des Heeres. An einem einzigen beutereichen Tage wurden weit über 500 Sklaven gefangen. Die erwachsenen Männer schlachtete man kurzerhand ab oder ließ sie sich verbluten, indem man ihnen ein Bein abhieb. Die Frauen und Kinder führte man mit sich. Die gesamte Beute belief sich auf etwa 3000 Sklaven. Ganze Dörfer, vorher Stätten des Wohlstandes und Glückes, waren in kurzem zerstört und verödet.

Ohne Macht, solches Unheil zu verhüten, waren Barth und Overweg doch froh, in Verbindung mit dem Bornuheere so viel zu sehen.

Nach der Rückkehr gönnte sich Barth nur zwei Monate Ruhe. Dann brach er ohne seinen Reisegenossen zur Entdeckungsfahrt nach Bagirmi auf. Sie führte ihn zuerst südost-, dann ostwärts über den Logone und weiter an den Schari. Damit war die Westgrenze von Bagirmi erreicht. Von dem Gedanken belebt, nun bald ein Land betreten zu können, das noch von keinem Europäer be-

sucht worden war, ließ sich Barth über den Schari setzen. Er fand die Bewohner des Landes äußerst mißtrauisch gegen Fremde; mehrmals hinderte man ihn an der Fortsetzung seiner Reise; ja einmal wurde er sogar verhaftet und vier Tage in Fesseln gelegt. Doch endlich war dem furchtlosen, beharrlichen Manne doch der Einzug in die Hauptstadt Massenja beschieden.

Charakteristisch für den Aberglauben der Bevölkerung dieses Ortes ist folgende kleine Szene. Eines Tages erschien ein Beamter vor Barth mit der Botschaft, der Statthalter wünsche zu wissen, ob das Gerücht wahr sei, daß, sobald ein Gewitter aufsteige, er seine Wohnung verlasse und den Wolken gebiete, sich zurückzuziehen; die Leute hätten zu wiederholten Malen bemerkt, wie die Wolken, sobald er sie mit einer gewissen gebieterischen Miene betrachte, vorüberzögen, ohne einen einzigen Tropfen Regen zu bringen. Nur schwer war der Statthalter von der Harmlosigkeit der Bestrebungen und Forschungen Barths zu überzeugen.

Große Freude bereitete dem Reisenden die Ankunft eines Boten aus Kuka mit Depeschen der englischen Regierung, die ihm Vollmacht zur Weiterführung des Unternehmens erteilte, ihm in seinen Plänen freie Hand ließ und hinreichend Mittel zur Verfügung stellte. Auch eine große Zahl Privatbriefe aus England und Deutschland überbrachte ihm der Bote, alle voller Anerkennung dessen, was er bisher geleistet hatte. Barth bezeichnet diesen Tag als einen der glücklichsten seines Lebens.

Da er sich infolge des Mißtrauens des Bagirmivolkes nicht frei im Lande bewegen durfte, kehrte er nach viermonatigem Aufenthalt, der fast einer Gefangenschaft glich, nach Kuka zurück.

Hier wurde er durch das erschöpfte Aussehen seines Freundes Overweg überrascht. Die Krankheit nahm mit beunruhigender Schnelligkeit zu, und am 27. September 1852 machte ein Nervenfieber dem Leben dieses noch nicht 30 Jahre alten Forschers ein Ende. Seine von ihm

selbst bestimmte Grabstätte fand er am Rande des Tsad-sees, durch dessen Erforschung er seinem Namen Berühmtheit verschafft hat.

Barth war nunmehr gezwungen, das begonnene große Werk allein zu Ende zu führen. Mit Begeisterung ging er auf den Vorschlag der englischen Regierung ein, in westlicher Richtung zum Niger vorzudringen und Timbuktu zu erreichen.

Nachdem er in einer Privataudienz herzlich Abschied vom Scheich Omar genommen hatte, verließ er am 25. November 1852 die Stadt Kuka, die mehr als 20 Monate sein Standquartier gewesen war. Acht Diener begleiteten ihn, darunter zwei freigelassene Sklaven aus dem Haussa-stamme, die er auf seiner Heimreise mit nach Europa nahm und die in Gotha sehr bekannt geworden sind. Beide ließen sich hier zum Christentum bekehren und haben ihren Missionar bei der Übersetzung der Bibel in die Haussa-sprache tüchtig unterstützt. Später sind sie in ihre Heimat zurückbefördert worden.

Es war für Barth von höchstem Interesse, daß er auf seinem Zuge in zunächst südwestlicher Richtung den Komadugu, den er früher in der trockenen Jahreszeit kennengelernt hatte, nun in seinem höchsten Wasserstand dem Tsadsee zufließen sehen konnte. Die Überfahrt über den Fluß mit Kamelen, Pferden und Gepäck ging ohne den geringsten Unfall von statten. Jedes Kamel wurde von einem Manne gezogen, während ein anderer Mann den Rücken des Tieres hart an seinem Schwanz bestieg, um es im Gleichgewicht zu erhalten.

In der Stadt S i n d e r, dem Hauptort der westlichsten Provinz Bornu, nahm die kleine Reisegesellschaft den ersten längeren Aufenthalt. Hier empfing Barth aus der Heimat eine Summe von 1000 Talern, die ihm eine wertvolle Hilfe zur Fortsetzung der Reise war.

Auf seinem weiteren Marsche nach Westen berührte er zum zweiten Male Katsena, fand aber diesmal als alter Bekannter einen besseren Empfang als auf der Herreise,

zumal er mit Geschenken nicht sparte. Bei den überaus unruhigen Verhältnissen der Gegend war es für ihn ein günstiger Umstand, daß gerade ein Beauftragter des Sultans von Sokoto in Katsena weilte, der den jährlichen Tribut für seinen Fürsten in Empfang zu nehmen hatte. In Begleitung dieses Beamten und seiner 20 Verrihtenen setzte Barth seinen Marsch nach Sokoto fort.

Von der Art der Aufnahme durch den Sultan Aliu von Sokoto hing der Erfolg der Reise nach Timbuktu ab. Der Fürst empfing Barth mit außergewöhnlicher Freundlichkeit, die sich nach Überreichung von Geschenken noch steigerte. Er versicherte, daß sein größtes Vergnügen darin bestehen würde, ihn mit allen seinen Kräften in dem geplanten Unternehmen zu unterstützen, da es bloß menschenfreundliche Zwecke verfolge und nur dazu dienen könne, weit voneinander lebende Nationen einander näherzurücken.

Von größtem wissenschaftlichem Interesse war für Barth in Sokoto die nähere Bekanntschaft mit dem Volksstamme der Fulbe. Er bezeichnet ihn als den intelligentesten aller afrikanischen Stämme. Seinen fünfwöchigen Aufenthalt benutzte er in der Hauptsache dazu, eingehende Untersuchungen über Land und Leute anzustellen.

Das nächste Reiseziel war G a n d o, bisher nicht einmal dem Namen nach bekannt, die Residenz eines sehr mächtigen Häuptlings, dessen Freundschaft sich zu sichern von der allergrößten Bedeutung war, da seine Provinzen beide Ufer des Niger einschließen. Selbst Mohammedaner hatten nur selten das Glück, diesen Fürsten zu sehen. Durch außerordentlich hohe Geschenke erreichte Barth wenigstens die Ausfertigung eines Freibriefes für seine Weiterreise.

Mit gespanntestem Interesse näherte er sich nun dem großen Strome, der seit langer Zeit der Gegenstand so lebhaften wissenschaftlichen Streites und das Ziel so mancher persönlichen Ehrgeizes gewesen ist und dessen großen östlichen Arm, den Benue, er in seinem oberen Lauf selbst entdeckt hatte. Bei dem wichtigen Handels- und Einschif-

fungsplatz Say sah er ihn zuerst ruhig nach Südsüdwesten dahingleiten. Die Überfahrt nach der Stadt ging ohne Unfall vor sich. Der Statthalter war höchlichst entzückt, in Barth den ersten Christen zu sehen, der Say besuchte.

Um den ungünstigsten Teil der Regenzeit (August) zu vermeiden, war es Barths Bestreben, möglichst schnell das Gebiet des noch von keinem Europäer gesehenen großen Nigerbogens in nordwestlicher Richtung zu durchqueren. Aber bald sah er ein, daß dies unmöglich sei, und am 1. August 1853 schrieb er bekümmert in sein Tagebuch: „Möge Gott, der Barmherzige, diesen Monat segnen und mir durch seine Gefahren helfen! Timbuktu ist noch fern, aber dieser Monat muß mich doch endlich hinbringen — wenn es mir anders bestimmt ist, den Lebenskreis dieser Gegenden ganz zu enthüllen.“

So traurig für ihn die durch die gewaltigen Regenfälle verursachte Verzögerung war, der Anblick der ununterbrochenen Wasserfläche, die über den niedrig gelegenen Boden der Ebene sich ausbreitete, war ihm Entschädigung genug. Voll Entzücken schauten die Einwohner auf die Überschwemmung, die ihnen eine reiche Ernte versprach.

Im weiteren Verlaufe des Vordringens bedurfte es reicher Geschenke und geschickter Verhandlungen mit Tuarikhäuptlingen, um immer die Erlaubnis zur Fortsetzung der Reise durch den Nigerbogen zu erlangen. Aber endlich wurde ein Nebenarm des großen Stromes erreicht. Barth schiffte sich auf ihm ein und verließ ihn bis zum Hafen von Timbuktu nicht wieder. Ein frohes, beseligendes Gefühl, das sich an dem Punkte der Vereinigung beider Arme noch steigerte, belebte nun alle.

„Es war wirklich ein prächtiger Anblick; majestätisch lag der Spiegel des Stromes in der Abenddämmerung ausgebreitet; der Neumond goß seinen schwachen Silberschein in schmalen Streifen über die Landschaft, und dann und wann zuckte ein Wetterleuchten durch den Horizont“ (Barth).

Auf der kurzen Strecke zwischen dem Hafentort und Timbuktu näherte sich von der Stadt her eine Schar Leute, die den Fremden begrüßen und willkommen heißen wollten. Mit ihnen langte er am 7. September 1853 an seinem größten Ziele, Timbuktu, an. Scheich El Bakan, als dessen besonderen Gast sich Barth ansehen durfte, war leider gerade abwesend. Den Einwohnern der Stadt galt der Fremde zunächst als ein Abgesandter des Sultans von Konstantinopel; allmählich aber wurde bekannt, daß er ein Christ sei. Das setzte ihn vielen Fährlichkeiten, ja Anschlägen gegen sein Leben aus, namentlich bei der dem fanatischen Stamme der Fulbe angehörenden herrschenden Klasse. Die Ankunft des durchaus redlichen Scheichs durchkreuzte zwar diese Pläne, aber die damit verbundene Aufreizung der Fulbe vergrößerte auch die Schwierigkeiten der Lage Barths, so daß dieser sich entschloß, mit seinem edlen Beschützer ein Wüstenlager in der Nähe zu beziehen und nur von Zeit zu Zeit in die Stadt zurückzukehren. Als das Jahr 1853 zu Ende ging, befand sich Barth noch immer in höchst ungewisser Lage, und seine sehnlichst gewünschte Abreise wurde vom Scheich trotz allen Wohlwollens immer wieder hinausgeschoben.

Am 17. Mai 1854 endlich eröffnete El Bakan seinem Schützling, daß er bereit sei, ihn bei seinem Aufbruch zu geleiten. Zugleich überreichte er ihm ein Paket Briefe, das ihn in die glücklichste Stimmung versetzte. Seine Freude, wieder etwas aus Europa zu hören, läßt sich kaum beschreiben.

In Gesellschaft seines edlen Wirtes kehrte er nach einem achtmönatigen Aufenthalt Timbuktu, dem großen Handelsemporium der Wüste, dem gefährlichen Orte des religiösen Fanatismus, den Rücken. Fast zwei Monate zogen die beiden Freunde gemeinsam am linken Ufer des Niger ostwärts. „Dann“, erzählt Barth, „trennte ich mich von dem Manne, den ich unter allen Leuten, mit denen ich je im Laufe meiner langen Reise in Berührung kam, am höchsten schätzte und, abgesehen von seinem Hang zum Zö-

gern, als einen höchst ausgezeichneten und zuverlässigen Menschen kennengelernt hatte. Er ermahnte die Leute, die mich begleiten sollten, sich nie zu streiten, sondern meinen Rat in allen Dingen zu befolgen und zwar ganz besonders im Bezug auf die Schnelligkeit unseres Marsches, da es ihm wohlbekannt war, mit welcher Ungeduld ich meiner Heimreise entgegenblickte. Dann gab er mir seinen Segen und versicherte, daß ich nun mit Zuversicht auf sichere Rückkehr bauen könne. Nach glücklicher Landung am anderen Ufer schoß ich, dem Wunsche des Scheichs gemäß, als Abschiedsgruß meine Doppelflinte ab.“

Barths Hauptbestreben auf seiner Weiterreise war es, den Lauf des Niger zwischen Timbuktu und Say festzulegen, was infolge zahlreicher sumpfiger Stellen am rechten Ufer des Stromes nicht ohne Schwierigkeiten geschah. In Say wurde der Reisende als alter Bekannter begrüßt und in derselben Hütte einquartiert, in der er vor länger als einem Jahre gewohnt hatte.

Nach einem Aufenthalt von drei Tagen setzte er den Weg nach Osten fort. Auch diesmal gelang es, den Niger ohne Unfall zu überschreiten. Mit einem tiefen Gefühl der Genugtuung verließ Barth den Strom, an dessen Ufern er so lange Zeit gelebt und dessen Lauf er so viele hundert Meilen weit verfolgt hatte.

Auf meist wohlbekanntem Pfaden erreichte er über Gando die Stadt Sokoto, ihm noch in angenehmer Erinnerung von seiner Herreise. Seine schwarzen Freunde, unter ihnen Sultan Aliu, bezeugten ihm die größte Liebe und Freundlichkeit und behandelten ihn auf die gastlichste Weise.

Mit heiterem Sinne konnte er nun den letzten Abschnitt seiner langen Wanderung im Sudan beginnen und über Kano Kuka zustreben. Nicht weit von seinem Ziele, in einem Walde, traf er am 1. Dezember 1854 unerwartet mit dem von der englischen Regierung als Ersatz Richardsons nachgesandten Eduard Vogel zusammen.

„Ich war“, schreibt er, „dem Zuge etwa drei Meilen weit vorausgeritten, als ich eine Person höchst fremdartigen Charakters auf mich zukommen sah. Es war ein junger Mann, dessen überaus helle, mir schneeweiß erscheinende Gesichtsfarbe auf den ersten Blick zeigte, daß seine Kleidung, eine Tobe, wie ich sie selbst trug, und der um seine rote Mütze in vielen Falten gewundene weiße Turban nicht seine eigentümliche Tracht sei. Da erkannte ich in einem seiner schwarzen Begleiter meinen Diener, den ich bei meinem Ausbruche von Kuka als Aufseher im Hause zurückgelassen hatte, und sobald er mich sah, benachrichtigte er seinen weißen Begleiter, wer ich sei, und nun eilte Herr Dr. Vogel (denn er war es) vorwärts, und wir hießen uns einander in höchster Überraschung vom Pferde herab willkommen. Es war ein unendlich erfreuliches Ereignis. Inmitten dieser ungasstlichen Waldung stiegen wir vom Pferd und setzten uns nieder. Ich holte einen kleinen Vorratsack hervor, wir ließen uns Kaffee kochen und waren ganz wie zu Hause. Seit länger als zwei Jahren hatte ich kein deutsches oder überhaupt europäisches Wort gehört, und es war ein unendlicher Genuß für mich, wieder einmal in der heimischen Sprache mich unterhalten zu können.“

Beide Forscher konnten nun das Glück eines dreiwöchigen Zusammenseins in Kuka genießen. Diese Zeit des langentbehrten Gedankenaustausches in der trauten Muttersprache über Erlebnisse und Ziele blieb für Barth bis an sein Lebensende ein Glanzpunkt seiner großen afrikanischen Reise; namentlich rühmte er die edlen Charaktereigenschaften und die wissenschaftliche Tüchtigkeit Vogels, an der nichts fehlte als die Kenntnis inländischer Sprachen und Reiseerfahrung. Diese Mängel erfüllten den älteren Genossen mit Besorgnissen für die Zukunft Vogels, die sich leider nur zu bald als begründet erweisen sollten.

Ein gemeinsames Weiterziehen beider Reisenden war unmöglich. Barth fühlte sich erschöpft und reisemüde; seine Sehnsucht nach der Heimat war unüberwindlich. Und so trat er Anfang Mai 1855 die Heimreise an, nachdem er

herzlich Abschied vom Scheich Omar genommen hatte. Er wählte den Weg über Bilma und Mursuk. Am 27. August 1855 war der ersehnte Augenblick gekommen, wo er nach einer Abwesenheit von fast 5½ Jahren bei Tripolis den Spiegel des Mittelmeeres wieder sah, voll von Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung, die ihn durch mancherlei Gefahren glücklich hindurchgeführt hatte. Am 3. September betrat Barth in Marseille den europäischen Boden, das Staunen und die Bewunderung der ganzen Kulturwelt erweckend. Am 6. September traf er in London ein.

Barth hat nach Berechnung seines Freundes Petermann, der ihn an Bedeutung Cook und Humboldt an die Seite stellt, auf seiner 5½jährigen Reise etwa 20 000 Kilometer zurückgelegt; aber noch weit über das von ihm selbst bereiste Gebiet hinaus erstrecken sich seine stets sorgfältigen Erkundigungen. In der Genauigkeit und Schärfe seiner Beobachtungen und in der Zuverlässigkeit seiner Angaben ist er unübertroffen. Barths Reisen und Erkundigungen erschließen uns den ganzen westlichen Sudan, das ganze zwischen Wadaï und dem oberen Niger, zwischen dem Benue und Tripolis gelegene riesige Gebiet in einem Grade, der für viele andere, selbst häufig begangene Teile Afrikas heute noch nicht erreicht ist. Dies alles führte er in beispielloser persönlicher Bedürfnislosigkeit mit einem Kostenaufwand von 10 000 Talern aus. Die Erlebnisse seiner Forschungen hat er in einem 5-bändigen, für alle Zeiten grundlegenden Werke, „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika“, niedergelegt.

Bei der Bedeutung dieses Mannes ziemt es sich, noch einen Blick auf sein ferneres Leben zu werfen. Barths Rückkehr und Aufnahme an allen Orten glich einem Triumphzuge. Zur Bearbeitung seines Werkes siedelte er nach England über. Die englische Regierung bewilligte ihm ein Jahresgehalt von etwa 10 000 Mk. von Richardsons Tode an auf 4½ Jahre, dazu eine Unterstützung von rund 35 000 Mk. zur Herausgabe des Reisetwerkes. Das preussische Kultusministerium gewährte ihm bis 1861 eine jährliche

Unterstützung von 3000 Mk., die nach 2 Jahren auf 4500 Mk. erhöht wurde. Der Londoner Verleger versprach ihm für das 5-bändige Werk ungefähr 11000 Mk., Justus Perthes in Gotha für die deutsche Ausgabe 16500 Mk. So war die Zukunft des Forschers für die nächste Zeit geregelt. Sein in unglaublich kurzer Zeit vollendetes Reise-*Journal* erschien im Mai 1858. Bald darauf verließ Barth, der mit der englischen Regierung zerfallen war, England und siedelte nach Berlin über. Hier endlich erfüllte sich sein lange gehegter Wunsch; er erhielt bei einem Jahresgehalt von 4500 Mk. eine außerordentliche Professur. Er hat von Berlin noch manchen Zug nach Vorderasien und Südeuropa ausgeführt. Die schlechte Ernährung während der großen afrikanischen Reise hatte eine Schwächung der Magenwände zurückgelassen, die wohl die Ursache seines plötzlichen Endes wurde. Nach nur 2 tägigem Krankenlager verschied er unter großen Schmerzen, doch zuletzt ohne Bewußtsein, am 25. November 1865.

Eduard Vogel,

Sohn eines Leipziger Schuldirektors, studierte in seiner Vaterstadt und in Berlin Mathematik, Naturwissenschaft und vor allem Astronomie und war dann Assistent an der Sternwarte in London. Hier wurde ihm 1853 auf Anregung Bunsens und Petermanns von der englischen Regierung der Antrag gemacht, sich an Stelle des verstorbenen James Richardson als Astronom dem Barthschen Forschungsunternehmen anzuschließen. Vogel nahm mit Freuden an.

Die Reise ging von Tripolis über Mursuk nach Kuka am Tsadsee, wo er Mitte Februar 1854 anlangte. Er bestimmte die Lage des Sees, stellte fest, daß der Schari keinen Zusammenhang mit dem Niger habe, drang südwärts bis zum 9. Grad nördlicher Breite nach Mußgu vor und erforschte dann die Länder westlich vom Tsadsee. Hierbei traf er wunschgemäß im Dezember 1854 zwischen Kano und Kuka mit der von Timbuktu zurückkehrenden Nigerepedition Barths zusammen, untersuchte dann das „etwas verwinkelte“ Flußsystem des Benue und erreichte als erster

Europäer das zwischen dem Hauptflusse und Kano gelegene Jakoba (Jakubu). Den Benue überschreitend, versuchte er den Eintritt in das Reich Adamaua zu erzwingen, mußte aber feindlichen Negerstämmen weichen und kehrte deshalb nach Kuka zurück. Nunmehr brach er nach dem ganz unbekanntem südlichen Sudan auf, den er 10½ Monate lang gründlich durchforschte. Mit lebhaftem Interesse wurde in Europa der von Kuka aus mitgeteilte Plan Vogels aufgenommen, durch Wadaï, Darfor und Kordofan zum Nil vorzudringen. In Wadaï zunächst gut aufgenommen, erregten doch seine Beobachtungen und seine Lebensweise bald den Argwohn der Eingeborenen, und infolge von Berichten, daß Vogel das Land verheere, mit Feder ohne Tinte (Bleistift!) schreibe, viel zeichne, auch Hühner und Eier esse, übrigens ein Christ, also vogelfrei sei, wurde er, wie Erkundigungen Werner Munzingers und später Nachtigals ergeben haben, vom Sultan Mohammed Scherif zum Tode verurteilt und wahrscheinlich Anfang Mai 1856, also im Alter von 27 Jahren, gefötet.

Gustav Nachtigal, der uns später beschäftigen wird, teilt uns in seinem Werke „Sahara und Sudan“ über Vogels Schicksal folgendes mit: „Er wurde vom König Scherif nicht unfreundlich empfangen, benahm sich indessen so unklug, frug dem Argwohn und der Beschränktheit der Eingeborenen so wenig Rechnung, daß diesem Umstande sein Untergang zuzuschreiben ist. Mit der ihm eigenen Rafflosigkeit war er den ganzen Tag außerhalb seiner Behausung, beschäftigt, die Umgegend zu Pferde und zu Fuß zu durchstreifen, zu schreiben und zu zeichnen, und forderte auf diese Weise den Argwohn der rohen Leute, die ein solches Beginnen zu verstehen nicht imstande waren, auf das bedenklichste heraus. Nach einer Reihe von Tagen wurde der König auf das Ungewöhnliche und Verdächtige des Betragens seines Gastes aufmerksam gemacht, der augenscheinlich nur geschickt sei, um Spionage zu treiben. Ein blutdürstiger Tyrann wie Mohammed Scherif bedurfte keiner Beweise derartiger Behauptungen; der

geringste Verdacht hatte ihm stets für ein Todesurteil genügt; und was ist schließlich ein Menschenleben in einem Lande wie Wadaï! Er antwortete dem Ankläger einfach: Wenn dem so ist, so ist es jedenfalls sicherer, du läßt ihn töten.

Eduard Vogel ging eines Tages, begleitet von einigen Eingeborenen, in die Umgegend der Stadt (Abeschr), und bei einigen in nächster Nähe gelegenen Granitfelsen, die man mir gezeigt hat, wurde er mit den eisenbeschlagenen Knütteln oder Keulen, wie sie die Wadaïleute tragen und wie sie bei Hinrichtungen üblich sind, erschlagen. Er war nur 13 Tage in Abeschr gewesen."

Die Papiere Vogels teilten sein eigenes Schicksal; sie gingen für die Wissenschaft verloren. Aber schon die in die Heimat gesandten vorläufigen Berichte lassen den guten Beobachter erkennen und sind für die von ihm durchzogenen Gebiete noch heute maßgebend. In der an Verdienste geographische Reisende zu verleihenden „Goldenen Eduard Vogel-Medaille“ hat ihm der Leipziger Verein für Erdkunde ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Bis in die 60er Jahre hatte man noch keine Gewißheit über den Ausgang der Reise Vogels; daher suchten Hilfsexpeditionen Licht in das Dunkel des Schicksals dieses hervorragenden Forschers zu bringen. Am bekanntesten, aber ebenfalls tragisch endend ist die des preußischen Pionieroffiziers

Moritz von Beurmann.

Auf den von Barth und Vogel vorgezeichneten Pfaden wanderte er vom Februar 1862 an von Tripolis über Mursuk durch die Wüste, kam durch die bisher von Europäern nicht betretene Oase Djebado und traf Ende August 1862 in Kuka ein. Politische Wirren verzögerten seinen Plan, nach Wadaï zu gelangen, und so füllte er die nächsten drei Monate mit einer Reise nach Jakoba (Jakubu) aus. Da mittlerweile der Weg durch Kanem um das Nordende des Tjadsees herum nach Wadaï frei geworden war, suchte er in dieser Richtung sein Ziel zu erreichen,

wurde aber schon nach 2 Tagemärschen überfallen, beraubt und zur Rückkehr nach Kuka gezwungen. Gleichwohl erneuerte er im Februar 1863 den Versuch, in Wadaï einzudringen, gelangte aber nur bis an die Grenze des Landes. Hier wurde er wahrscheinlich auf Veranlassung des Sultans von Wadaï ermordet.

Beurmann, obwohl eine hervorragende Persönlichkeit und für wissenschaftliche Reisen ungemein befähigt, besaß ebenso wie Vogel noch nicht jene tiefe Kenntnis orientalischer Anschauungen und Vorurteile, die Barth gestattet hatte, aus dem tiefsten Innern der Sudanländer wohlbehalten zurückzukehren (Hahn).

Zwei Mediziner von Beruf, Gerhard Rohlfz aus Vegejack an der Weser (1831—96) und Dr. Gustav Nachtigal aus Eichstädt bei Stendal (1834—1885) sind die bedeutendsten, wenn nicht ebenbürtigen Nachfolger Heinrich Barths.

Noch Gymnasiast, nahm

Rohlfz

1848 als Freiwilliger am schleswig-holsteinischen Kriege teil, studierte dann an mehreren deutschen Universitäten Medizin und trat vor Vollendung seines Studiums, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, 1855 als Arzt in die Fremdenlegion ein. Als solcher brachte er 6 Jahre in Nordafrika zu und lernte Sitte und Sprache, soziale und religiöse Gebräuche der Araber und Mauren in solchem Maße kennen, daß er, als Mohammedaner gekleidet, seine erste Forschungsreise ins Innere Marokkos wagen konnte, obwohl dieser Staat sich bisher immer aus religiösem Fanatismus gegen alle Forschungsunternehmen von Europäern gewehrt hatte.

Im Jahre 1861 brach er von Tanger auf. In kühnen und gefahrvollen Zügen drang er zunächst bis Uesan vor. Hier fand er eine überaus freundliche Aufnahme bei dem Großscherif Sidi, dessen Empfehlungsbriefe ihm auch in Fes, der Hauptstadt Marokkos, einen guten Empfang verschafften. Während seines langen Aufenthaltes in dieser

Stadt wurde er als Arzt viel in Anspruch genommen, ja sogar zum Leibarzt des Sultans ernannt. Auf seinem Weitermarsch nach der algerischen Grenze erhielt er von einem feindseligen Ortsoberrhaupt eine schwere Verwundung, von der er erst nach sorgfamer Behandlung in einem französischen Militärhospital Algeriens genas.

Trotz dieses Unfalls rüstete der mutige Mann 1864 zu einer zweiten, diesmal größeren Forschungsreise. In Begleitung seines Dieners und eines Führers verließ er im März Tanger. Er hielt zunächst die Richtung der ersten Reise ein. Die mit dem Scherif Sidi in Uesan vor drei Jahren geschlossene Freundschaft trug jetzt reiche Früchte. Sidi empfahl den Forscher auf das dringendste einer Karawane und gebot ihr bei Verlust seines Segens, Kohlfs und seine Begleiter sicher über den Großen Atlas nach der Oase Tafilet zu bringen. Außerdem stellte er 20 Empfehlungsschreiben an die einflußreichsten Persönlichkeiten von Tafilet, Tuat und Tidikelt aus.

In sanfter Steigung ging es nun tiefer in die Gebirgswelt des Hohen Atlas hinein.

„Es fehlt mir die Gabe“, schreibt Kohlfs, „die Großartigkeit der Natur in dieser Gegend zu schildern. Der vorwaltende Baum war die Lärche, jedoch von Dimensionen, wie ich sie nie gesehen. Stämme von 3—4 Metern Umfang — ich habe sie selbst gemessen — waren gar nicht selten. Mächtige Stämme abgestorbener Bäume versperrten uns manchmal den Weg. Es blühten unser Alpenröschen, Maiglöckchen, die Butterblume, kurz, man hätte sich eher in der Schweiz oder in Deutschland geglaubt als auf einem der höchsten Atlaspunkte.“

Nunmehr tauchten auch die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Atlasgebirges vor den Blicken der Wanderer auf. Obwohl Kohlfs dank den Empfehlungsbriefen Sidis in fast allen Gebirgsorten eine gastfreundliche Behandlung erfuhr, war er doch froh, endlich in den Paß einbiegen zu können, der aus dem Gebirge herausführte, hinab in die Ebene. Nach einer 2½ monatigen

Reise durch den Atlas lag die unendliche Wüste vor ihm, und freudig strebte er als erster Europäer seinem nächsten Ziele, Tafilet, zu.

Diese große Wüstenoase ist eine der wichtigsten der Sahara, ihr bedeutendster Markt, ja Zentralpunkt der ganzen Wüste ist Abuam. Nicht nur die Waren Algeriens und Marokkos oder die Erzeugnisse Tuats, sondern auch die des Sudans kommen hier zusammen. Es gibt kein bunteres, belebteres Bild als den großen Markt, der dreimal wöchentlich vor Abuam abgehalten wird.

„Da das Bauholz selten ist, sind sämtliche Buden wie auch die Häuser der Dörfer aus Ton in der Form eines Maulwurfsbaus aufgeführt. Und wie in den anderen marokkanischen Städten bilden diese Buden Straßen, und jede Straße hat ihren besonderen Verkaufszweig. Links beim Eingang hat man die Krämergasse, rechts davon die lange Straße der Tuch-, Seidenwaren- und Kattunhändler. An die Straße der Krämer schließt sich die der Öl-, Butter- und Seifenverkäufer an. Weiterhin trifft man auf die Waffen-, Trödler-, Wollhändlerstraße, die Straße der Schreiner, Schuster, Schneider. Außerdem gibt es mehrere große Plätze, wo im Freien verkauft wird: den Gemüse- und Obstplatz, den Dattelplatz, den Salzplatz, den Matten- und Teppichplatz und den Viehmarkt. Der Dattelhandel ist sehr bedeutend; die Tafileter Datteln sind als die vorzüglichsten in der ganzen Wüste bekannt. Andere Handelsartikel sind Felle, Straußensfedern und Sklaven, die vom Sudan über Tuat eingebracht werden. Man findet hier auch alle europäischen Produkte auf dem Markte“ (Kohlfs).

Am letzten Markttage kaufte Kohlfs seine Vorräte für die bevorstehende Wüstenreise ein, und mit einer Karawane arabischer Händler ging es weiter südostwärts durch die „Hammada“ oder Steinwüste.

„Was soll ich von dieser unendlichen Einöde berichten, die nach den Aussagen der Eingeborenen sich über fünf Tagereisen erstreckt! Die Einförmigkeit der Gegend

ist durch nichts unterbrochen; soweit das Auge reicht, ist nicht der geringste Höhenzug, auch kein Baum oder Strauch wahrzunehmen. Der harte, feste Boden ist mit scharfen, kleinen Steinen bedeckt, die das Gehen unerträglich machen und unser Schuhwerk bald abnutzen. Dabei die große Hitze, die mittags im Schatten nie unter 40° C. betrug, und der unerträgliche Durst. Es wird unglaublich klingen, daß ich und mein Diener täglich je 10 Liter Wasser verbrauchten; und alle Jahre fordert die Hammada wie das Meer ihre Opfer. Wenn ich den Aussagen der Eingeborenen Glauben schenken darf, sind in diesem Sommer sechs Menschen verdurstet. Wasser ist hier daher die Lösung und gute Schläuche und Kenntniß der Brunnen die erste Bedingung, wenn man sich auf den Weg macht, und sollte die Entfernung auch nur eine geringe sein" (Rohlf's).

Erst am Rande der Hammada hatten die Leiden der Reisenden ein Ende. Der Zug durch Tuat wurde durch die verhältnismäßig große Zahl von Dafen erleichtert, die Städte bis zu 6000 Einwohnern bargen. Die Bevölkerung Tuats zeichnete sich durch Gastfreundschaft, Rechtlichkeit und Treue aus, und während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in dieser Dafengruppe ist Rohlf's nicht das Geringste abhanden gekommen. Krankheiten sind in Tuat wie in allen überfüllten Dafen zahlreich, doch sieht man nicht so entsetzlich viele Augenranke wie in Tafilet, weil die Eingeborenen die gute Gewohnheit haben, sich zu waschen. Magenkrankheiten sind in diesem Lande nicht anzutreffen, weil die Mehrzahl der Bewohner aus Mangel sich nie satt ißt. Es gibt Familien, die monatelang bloß von Datteln leben. Das Getreide hat einen ungeheuren Preis hier in der Wüste.

Am südlichsten Punkte Tuats bog Rohlf's nach der Dase Tidikelt um, wo er infolge von drei Empfehlungsbriefen gut aufgenommen wurde.

Eine auffallende Erscheinung sind hier die fetten Frauen; kaum haben sie 20 Jahre erreicht, so nehmen sie derart zu, daß sie sich kaum fortbewegen können. Die Ka-

melmilch und die Kamelbutter sollen die Ursache dieser außerordentlichen Beieibtheit sein. Die Männer jedoch finden das schön; je fetter eine Frau ist, desto schöner ist sie in den Augen der Männer" (Rohlf's).

Seine Absicht, von Tidikelt nach Timbaktu weiterzugehen, mußte Rohlf's aus Mangel an Geldmitteln und wegen der Unsicherheit der Straßen aufgeben, und so entschloß er sich, mit einer Karawane nach Ghadames aufzubrechen, um dann Tripolis zu erreichen.

Auf dem Wege nach Ghadames boten sich ihm an Landschaftsbildern Steinwüste, Sandebene und -düne und Wüstengebirge. Er fand Dünen, die 300—400 Fuß Höhe haben. Die dem herrschenden Wind zugekehrte Seite ist manchmal so steil, daß der höchste Rand, der Kamm des Dünenzuges, gegen den Wind zu überhängt, gerade als ob eine Welle im Begriff stünde, sich zu überstürzen. In einem solchen Falle muß man, um Kamele hinüberzutreiben, vorher Stufen auswählen.

"Nichts aber ist schauerlicher und grauenvoller als ein Gebirge in der Sahara. Die vollkommene Nacktheit der Bergwände ohne alle Vegetation, das schwarze, düstere Aussehen der Gesteinsmasse, die sonderbare Form und eigentümliche Gestaltung der Felsen, zum teil hervorgerufen dadurch, daß man es meist mit vollkommen nackten, aller Erde entbehrenden Gebirgen zu tun hat, ein solches Saharagebirge mahnt den Reisenden viel mehr daran, daß er in der großen Wüste sich befindet, als die ausgedehntesten Sanddünen tun können" (Rohlf's).

Dreißig Tage nach dem Ausbruch von Tidikelt zog die Karawane in Ghadames ein. Wie eine Insel im Meer liegt diese Wüstenstadt mitten in der Hammada, aber umgeben von Palmengärten. Ohne jegliche Bekanntschaft, ohne Empfehlungsbrief, mußte Rohlf's auf alle Bequemlichkeit verzichten und froh sein, etwas ausruhen zu können.

Das Klima der Gegend war ganz das der Sahara. Der Regen ist so selten, daß kaum alle 20 Jahre von einem ausgiebigen feuchten Niederschlag die Rede sein kann.

Die Frauen der Vornehmen von Ghadames waren nicht in den Straßen zu sehen, schon deshalb nicht, weil alle Wege infolge der Überbauung vollkommen dunkel sind. Sie verkehren unter sich auf den Dächern, die ausschließlich ihnen vorbehalten sind. Mit Behendigkeit werden die niedrigen Mauern, die die flachen Hausdächer trennen, überhüpft, und hier oben in der Stadt findet oft ein größerer Verkehr statt als unten in den finsternen Straßen, denn dort oben haben auch die Frauen ihren Markt und Austausch.

Bereits nach 14 Tagen setzte Rohlfs den Weg nach Tripolis fort. Je näher er diesem Hafenorte kam, desto reicher gestaltete sich das Leben: Menschen, Dörfer, Bäume, geackerte Felder, bewaldete Berge, Rindviehherden belebten mehr und mehr die Landschaft. Alle Glieder der Karawane brannten vor Ungeduld, Tripolis zu erreichen und das Meer zu erblicken. Wenige Tage vor Jahreschluß wurde diese Sehnsucht gestillt.

Zwar hatte Rohlfs das sich gesteckte Ziel nicht erreicht. Wenn man indes die geringen Mittel kennt, die ihm zur Verfügung standen — 300 Taler vom Bremer Senat, 300 Taler von der Londoner Geographischen Gesellschaft und 500 Taler von seinem ältesten Bruder — so wird man es begreiflich finden, daß er nicht bis Timbuktu gelangte.

Die Ergebnisse der Reise sind trotzdem beträchtlich; sie haben der Wissenschaft eingebracht:

1. wichtige Belehrungen über die westlichen und mittleren Provinzen Marokkos;
2. neue Überblicke über den marokkanischen Atlas, seine physikalische Beschaffenheit, seine Höhe; denn Gerhard Rohlfs ist der erste Europäer gewesen, der ihn zwischen dem 6. und 7. Längengrad überstiegen hat;
3. eine interessante Beschreibung der Oasengruppen Tafilet und Tuat;
4. bis dahin unbekannte Tatsachen über die hauptsächlichsten Wadis;

5. eine Beschreibung der Oasen von Tidikelt, ganz und gar neu für die Geographie.

Nachdem Rohlfs in der Heimat seine Gesundheit gekräftigt hatte, trieb es ihn neuen Aufgaben entgegen. In den Jahren 1865—1867 führte er jene große Durchquerung Afrikas von Tripolis nach Lagos am Golf von Guinea aus, die ihn mit einem Schlage in die vorderste Reihe der Afrikaforscher stellte.

Die Karawane bestand diesmal aus sechs Leuten und ebenso vielen Kamelen. Der erste Teil der Reise führte durch bekanntes Gebiet, nämlich über Ghadames, Mursuk und die Oase Kauar nach Bornus Hauptstadt, Kuka am Tjadsee. Scheich Omar gewährte Rohlfs dieselbe Gastfreundschaft und Unterstützung, die er Barth, Vogel und v. Beurmann hatte zu teil werden lassen. Bereitwillig ging er auf des Forschers Plan ein, über Bagirmi nach Wadaï zu gelangen, und fertigte einen Kurier an den Herrscher dieses Landes ab, um die Erlaubnis zur Einreise zu erwirken. Die Zeit bis zur Rückkehr des Boten wurde mit einer Untersuchung des Tjadsees und mit einem Ausflug nach Mandara (Mandala), südlich vom Tjad, ausgefüllt. Dieses kleine Land war erst von zwei Europäern besucht worden, von dem Engländer Denham und dem unglücklichen Eduard Vogel, die beide nur dürftige Nachrichten über Mandara hinterlassen haben. Rohlfs fand es als ein echtes Sumpf- und Wasserland, das während der ganzen Regenzeit teils durch die von dem Gebirge gleichen Namens herabkommenden Flüsse, teils durch den austretenden Tjadsee überschwemmt wird. Er versuchte nicht, dem Sultan, einem Vasallenfürsten des Scheichs von Bornu, in seiner Residenz Dolo eine Audienz abzustatten. Die Audienz gewährt einen interessanten Einblick in die Gedanken- und Gefühlswelt des Negerfürsten und seiner Großen. Sie verlief in folgender Weise:

„Was bist du für ein Landsmann? — Ein Deutscher.
— Wohl, aber bist du ein Engländer oder ein Franzose?“

— Keines von beiden, ein Deutscher; Deutschland ist ein Land für sich und gehorcht keinem fremden Fürsten. — Ich habe nie von diesem Lande gehört, aber man sagt in Wahrheit, die Christen hätten eine Menge Länder und Fürsten. — Allerdings gibt es noch viele Länder außer diesen, und jedes Land hat seinen eigenen Fürsten. — Kennst du Abd-ul-Asis (Sultan von Konstantinopel)? — Persönlich nicht. — Hast du Abd-ul-Uahed (Eduard Vogel) gekannt? — Nein, aber viel von ihm gehört und gelesen; er war ein Deutscher wie ich. — Mir sagte er, er sei ein Engländer. — Allerdings hatte er insofern recht, sich hier einen Engländer zu nennen, als er für die englische Regierung reiste. — Er war mein lieber Freund. — Ich hoffe, du wirst auch mich mit deiner Freundschaft beehren. — O gewiß. Bezeugst du Mohammed? — Nein. — Eine so entschiedene Antwort mochte er, ob zwar selbst gleich seinen Untertanen nur ein lauer Mohammedaner, nicht von mir erwartet haben; er brach in ein lautes Gelächter aus, und alle Höflinge lachten pflichtschuldigst mit und klatschten in die Hände. — Welchen Propheten bezeugst du denn? — Jesus Christus und die Propheten der Söhne Israels. — Es steht aber doch im Koran, Mohammed ist größer als alle anderen Propheten. — Das steht allerdings darin, aber wer sagt uns, daß es wahr sei? — Nur die Ungläubigen zweifeln daran. Wie oft befest du des Tages? — So oft ich das Bedürfnis dazu fühle; doch pflegen die Christen nicht laut und öffentlich zu beten. — Kennt ihr den gnädigen Herrn und Propheten Abraham? — Wir kennen Abraham, halten ihn aber nicht für einen Propheten. — Hast du den Koran gelesen? — Den Koran sowohl als auch mehrere von den Nachfolgern Mohammeds geschriebene Bücher. — O Wunder! Und dennoch bist du Christ geblieben? — In der That. — Kannst du Flinten verfertigen? — Nein. — Kannst du Uhren machen? — Nein. — Hast du einen indischen Spiegel (Fernglas)? — Ja. — Hast du einen Revolver? — Ja. — Hast du eine Uhr? — Ja. — Mit einigen Fragen über mein Befinden und über das

Wetter, das wir auf der Reise gehabt, endete die Unterredung, und wir wurden entlassen" (Kohlfs).

Die Erlaubnis zur Reise nach Wadaï wie überhaupt eine Antwort des Sultans dieses Landes fand Kohlfs bei seiner Rückkehr nach Kuka nicht vor. So entschloß er sich, nach herzlichem Abschied von seinem freigebigen Gastfreund, Scheich Omar, durch das südwestliche Bornu nach Jakoba (Jakubu) im Reiche Bantschi aufzubrechen. Empfehlungsschreiben an den Sultan dieses Landes sollten ihm die weiteren Wege ebnen. In der That wurde er in Jakoba nicht nur freundlich aufgenommen, sondern erhielt auch einen Führer nach dem Benue. Kohlfs' Interesse, diesen Strom zu sehen, war aufs höchste gespannt.

"Wir hielten", schreibt er, "südwestliche Richtung ein und befanden uns nach kurzer Zeit in einem hochstämmigen Walde, in dem wir schweigend einer hinter dem anderen herschritten. Dann folgte wieder freies Feld, zuletzt aber ein schmaler Waldstreifen von so dicht belaubten Bäumen, daß kein Mondstrahl hindurchdringen konnte und wir einander, um uns in der völligen Dunkelheit nicht zu verlieren, an der Hand fassen und so Schritt vor Schritt vorwärtstappen mußten. Plötzlich erglänzte zu unsern Füßen die breite, silberne Wasserfläche des in majestätischer Ruhe dahinziehenden Stromes, der die Gewässer aus dem Herzen Afrikas dem Niger und durch diesen dem Atlantischen Ozean zuführt. Kein Laut unterbrach die mächtige Stille, und geräuschlos streckten wir uns, das Erscheinen der Morgenröthe erwartend, in dem weichen Ufersand zum Schlafen nieder."

In einem gemieteten Boote ging es nun den Benue abwärts. Am linken Ufer guckten überall zwischen dem grünen Laubwalde die spitzen, zuckerförmigen Dächer von Negerhütten hervor. Das rechte Ufer schien weniger stark bewohnt zu sein. Dafür sprangen hier Affen von Ast zu Ast, und Tausende von bunten Singvögeln erfreuten Auge und Ohr. Nicht selten streckten Flußpferde ihre dicken Köpfe schraubend und prustend aus der Flut. Zahlreiche

Boote, beladene und unbeladene, die nach einem Uferdorf zu Markte fuhren oder von dort herkamen, waren zu sehen. Acht Tage nach der Abfahrt wurde im Hasen Lokkoja die Mündung des Benue in den Niger erreicht.

Lokkoja ist eine englische Faktorei, dessen Gouverneur Koblfs zu Gaste lud. Er rief dem Reisenden, mit Geschenken für den König von Nupe den Niger stromaufwärts nach Rabba zu fahren, um von da, südwestlich durch das Jorubagebiet gehend, die Küste des Golfes von Guinea zu gewinnen. Der vorgeschlagene Weg, obgleich ein Umweg, verbürge ziemlich sichere Ankunft am Meere. Ohne langes Besinnen ging Koblfs auf den Vorschlag ein. Von seinem fürsorglichen Wirt reichlich mit Lebensmitteln und Geschenken versehen, erreichte er nach glatter Fahrt Rabba. In feierlicher Audienz übergab er dem Könige die aus Lokkoja mitgebrachten Geschenke, die Sr. Majestät allerhöchsten Beifall fanden. Als Gegengeschenk erhielt er zwei kunstvoll gestickte Toben; überdies wurden ihm für die Abreise ein Pferd, ein Führer und ein Gepäckträger zugesichert. So gelangte Koblfs sicher südwärts in das Jorubaland, dessen Urwälder er in starken und anstrengenden Tagesmärschen durchschritt. Voller Sehnsucht, zuletzt in scharfem Trabe, strebte er nun der Küste zu und erreichte sie wunschgemäß an der Lagune, die Lagos, das auf einer Nehrung liegt, vom Festlande trennt. Nach einer sehr stürmischen, gefährvollen Überfahrt landete er nicht lange darnach auf der Rhede von Lagos. Sobald die in der Stadt wohnenden Deutschen die Kunde von der Ankunft ihres Landsmannes vernommen hatten, erschienen sie zur Begrüßung. Vierzehn Tage später schiffte er sich auf einem englischen Postdampfer nach Europa ein.

Für die Kenntnis der mittleren Sahara und der westlichen Sudanländer ist Koblfs nordsüdliche Afrikadurchquerung von außerordentlicher Bedeutung.

Im nächsten Jahrzehnt wandte sich unser Forscher dem östlichen Teil der Sahara zu. Einer Aufforderung des Khedive von Agypten folgend, führte er in den Jahren

1873 und 1874 eine aus 10 Deutschen bestehende Expedition von Kairo an die Lybische Wüste. Sein Ziel, die Oase Kufra, erreichte er wegen Futter- und Wassermangels zwar diesmal nicht, aber bald sollte sich ihm Gelegenheit bieten, seinen Plan zu vollenden.

Im Herbst 1878 erhielt er von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft den Auftrag, den nördlichen Teil des Kongobeckens und die angrenzenden Gebiete zu erforschen. Dem Eindringen über die Oase Kufra sollte der Vorzug gegeben werden. Der Präsident der Gesellschaft verschaffte dem Forscher vom deutschen Kaiser kostbare Geschenke und Empfehlungsbriefe für den Sultan von Wadaï. Der Naturforscher Dr. Stecker war als Begleiter ausersehen.

Die Reise ging von Tripolis zunächst südöstlich auf bereits bekannten Wegen nach Sokna. Dann aber betraten die beiden Freunde Gebiete, die vor ihnen noch von niemandem begangen worden waren. Ihr nächstes Ziel war die Oase Audschila. Sicherheits halber mieden sie die eigentliche Straße dahin, sondern hielten sich südöstlich. Dabei gerieten sie in eine äußerst wilde und großartige Gebirgswelt hinein. Auf dem Weitermarsche hatten sie sehr durch Samumwinde zu leiden, die im Jahre 1879 besonders häufig zu wehen schienen. Der Samum ist der Schrecken der Wüste: „Man sieht plötzlich Staubwolken sich türmen. In allen Farben schillern sie: blau, rötlich, gelb. Oft durchzuckt auch ein Blitz die Massen. Pfeifend, heulend, alles vor sich her-treibend, tosen sie heran. Die ganze Luft ist verdunkelt, die Sonne ist dem Blick völlig entrückt. Ganze Sandwellen werden fortgewälzt; die Sanddünen scheinen auf ihren Spitzen und Kanten zu rauchen. Man kann schließlich die Augen nicht mehr offen halten und muß sich in sein Schicksal ergeben. Längst haben auch die Kamele kehrtgemacht, um nicht die Sand- und Staubmassen ins Gesicht zu bekommen; ohne Kommando knien sie nieder und fügen sich in ihre Lage. Der Mensch selbst, um seine Haut vor den wirklich schmerzhaften Einflüssen zu behüten, die die mit Hestigkeit geschleuderten groben Sandkörner und kleinen

Kieselchen hervorbringen, umhüllt sich den Kopf und alle freien Teile des Körpers. Auch ihm bleibt nichts zu tun übrig als zu warten, als sich in sein Schicksal mit Geduld zu finden.

Die meisten Samumstürme sind widerstandslose Orkane; da bleibt kein Zelt stehen, da werden Bäume entwurzelt, schlanke, biegsame Palmen gebrochen, ja es kommt vor, daß Menschen und Tiere weit fortgeschleudert werden. Die Wasserschläuche trocknen aus, und die Mitglieder einer Karawane laufen Gefahr zu verdursten.

Dagegen sind die Wirkungen auch der heftigsten Sandstürme keineswegs imstande, Menschen und Tiere zu verschütten, wie ältere Berichte erzählen. Menschen und Tiere werden, wenn sie reichlich mit Wasser und Nahrung versehen sind, immer Kraft genug haben, den Staub und Sand von sich abzuschütteln. Es hat sich auch längst als Fabel erwiesen, daß ganze Karawanen sich beim Herannahen des Samums auf den Boden werfen; natürlich legt man sich, sobald es orkanartig stürmt, weil das Gehen ohnedies unmöglich ist und eine Karawane im Sandsturm auseinandergeraten würde. Findet man so häufig in der Sahara einzelne Gerippe von Menschen und Tieren, ja Haufen von Gerippen, die ganzen Karawanen angehörten, so ist der Grund des Todes nur Erschöpfung und Wassermangel gewesen" (Rohlf's).

Der Empfang in Audschila war sehr kühl und das Verhalten der Bewohner, ärgster Christenhasser, äußerst feindselig, so daß sich kein Führer nach Kufra finden wollte. So sah sich denn Rohlf's gezwungen, sich vorerst nordwärts nach Bengasi am Mittelmeer zu wenden, um hier von der türkischen Regierung Unterstützung zu erlangen. In der Tat kam ein Vertrag mit arabischen Eingeborenen zustande, die die Karawane über Kufra nach Wadaï geleiten wollten.

Bis Audschila wurden nur kleine Strecken zurückgelegt, um die Kamele nicht zu ermüden. Dann aber wurde der Marsch anstrengender. Allmählich bemächtigte sich ih-

rer eine unwiderstehliche Schlassucht. Der letzte Tag vor Kufra war der entsetzlichste.

"Man sprach gar nicht mehr, sondern faumelte vorwärts. Mensch und Tier bewegten sich wie Maschinen. Dieser schlief im Gehen, jener auf dem Kamel. Hier hatte sich einer wie ein Sack quer über ein beladenes Tier geworfen, der Kopf baumelte nach der einen, die Füße nach der anderen Seite herab; dort wackelte einer mit seinem Oberkörper auf seinem Gaul hin und her, der selbst bedenklich schwankte und nur noch mit Mühe sich aufrecht erhielt" (Rohlf's).

Endlich wurde die geheimnisvolle, bisher nicht gekannte Dase Kufra erreicht. Bis 1920 hat sie auch kein anderer europäischer Reisender besucht. Nach Mitteilungen der Begleiter sollte sie am Fuße eines Berges und an der Seite eines Sees liegen. Ein See mitten in der Lybischen Wüste! Die schönen, wenn auch kleinen Berge der Dase wurden denn auch in ihren malerischen Formen sichtbar. Und was war das? Ein blauer See mit starker Brandung? Ja, der See war tatsächlich da, aber der Wellenschlag wurde hervorgezaubert durch das Wüstengespenst der Fata Morgana. Ein breiter Saum weißen Salzes an der nördlichen Seite des Sees gewann infolge der starken Vibration der erhitzten Luft in täuschender Nachahmung das Ansehen einer Seebrandung, wo freilich nicht das Wasser, wohl aber die heiße Luft ihre Wellen schlug, die auf silbernem Salzgrund gegen die schwarzen Berge und Palmen tosten.

Bald sollte Rohlf's in eine entsetzliche Lage geraten. Am Tage nach seiner Ankunft stürzte plötzlich eine große Zahl bis an die Zähne bewaffneter Eingeborener unter Anführung der Klosterbrüder vom Orden der Senussi in sein Zeltlager und verlangte seine Auslieferung, um ihn zu töten. Nur durch äußerste Ruhe und Kaltblütigkeit vermochte er Schlimmes zu verhüten. Es läßt sich nicht leugnen, daß der religiöse Fanatismus dem Reisenden mindestens ebenso gefährlich in Afrika ist wie das mörderische

Klima gewisser Gegenden. Durch die erstmalige Abwehr war die Lage der Christen keineswegs gebessert. Fast täglich fanden Beratungen über ihr Schicksal statt, und schließlich wurde Rohlf's Ermordung durch Überfall beschlossen. Zum Glück entdeckte ein edelgesinnter Ortsvorsteher der Nachbarschaft den teuflischen Plan und veranlaßte die nächtliche Flucht der Reisenden in seinen Ort. Aus Wut über die entgangene Beute zertrümmerten die Fanatiker Rohlf's gesamte Habe und die die kaiserlichen Geschenke enthaltenden Kisten und vernichteten auch das wertvolle Tagebuch des Forschers. Von ihrer persönlichen Ausrüstung besaßen die beiden Reisegefährten nur noch, was sie anhatten.

So entschloß sich Rohlf's zur Umkehr; denn ein Weitergehen nach dem Süden war unmöglich, zumal jede Sicherheit fehlte. Auf dem gleichen Wege, den er auf der Herreise gegangen war, kehrte er nach Bengasi und von da in die Heimat zurück. Der deutsche Reichskanzler erwirkte von der türkischen Regierung Ersatz des durch den Überfall in Kufra verursachten Schadens in Höhe von 16 000 Mk., die der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft bar ausgezahlt wurden.

Rohlf's ist der einzige große Afrikaforscher, der nicht bloß den Westen, sondern auch den Osten der Sahara aus eigener Anschauung kennen lernte.

Gustav Nachtigal

ging, um eine schnell sich entwickelnde Brustkrankheit zu heilen, 1862 nach Algerien, später als Arzt nach Tunis, wobei er mit der Denkweise, den Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen vertraut wurde. Daher übertrug man ihm 1868 die Überbringung von Geschenken des Königs Wilhelm von Preußen an den Scheich Omar von Bornu, den großmütigen Beschützer aller Expeditionen eines Barth, Overweg, Vogel, v. Beurmann und Rohlf's. Er begann seine Reise 1869 in Tripolis und nahm wie Rohlf's den Weg über Mursuk. Hier schloß er einen Vertrag mit einem Edlen aus dem Wüstenstamme der Tibbu (Tubu), namens Ko-

lokomi, worin ihn dieser durch das ganze Land Tibesti zu führen und nach Fessan zurückzubringen sich verpflichtete.

Was die Glieder der kleinen Karawane schon auf dem Wege nach Tibesti durch Hitze, Durst und Erschöpfung zu leiden hatten, übersteigt jede Vorstellung.

„Wir befanden uns“, schreibt Nachtigal, „in der Mitte des Sommers, wo zweitägige Wasserentziehung fast sicheren Tod bedeutet. Unser Wasserrest mußte im Laufe des folgenden Tages selbst bei der sorgfältigsten und sparsamsten Einteilung zu Ende gehen. Der folgende Tag kam. Noch besaßen wir einen halben Schlauch (15 Liter) Wasser, und 10 Personen sollten davon ihren Anteil empfangen. Gerhard Rohlf's hatte bei einer sommerlichen Wüstenreise an einem Tage seinem Körper 10 Liter Wasser zugeführt. Wir warteten die Verminderung der Hitze im unzulänglichen Schatten des Zeltes ab und zehrten in dieser Zeit unsern Wasservorrat auf, ohne unsere durstigen Organismen dadurch befriedigt zu haben. Dann strebten wir wieder voran, über Stein und Sand, durch Schluchten und über Felsen, unserm fernen Ziele zu. Stumm wanderten wir einher, Nase und Mund durch Turbanstoff verhüllt, um die Austrocknung der Schleimhäute und dadurch den Durst zu verringern; jeder unserer Blicke hing mit angstvoller Spannung an den Zügen des Führers, und immer entmutigender ward die deutliche Antwort seiner unsicheren Blicke, die er höchstens noch verständlicher machte durch das oft gehörte: Noch nicht! Immer stiller wurde die Gesellschaft, in der jeder das düstere Gespenst ernstlicher Wassernot vor seinen inneren Augen auftauchen sah. Kurz nach Mitternacht gaben alle, Menschen und Tiere, deutliche Spuren überwältigender Ermattung kund. Der eine blieb zurück und konnte nur durch gewaltsame Aufrüttelung zur Fortsetzung des Marsches gezwungen werden; ein anderer kratzte feuchte Erde aus dem Boden, als wenn sie Aussicht auf lebendiges Wasser eröffnete; ein dritter bat flehentlich um einen Trunk Wassers, da bekannt geworden war, daß Giuseppe einen kleinen Vorrat für die äußerste

Not aufbewahrt hatte. Der Morgen kam, und die Hoffnung Kolokomis schien mit der gehaltenen Umschau nicht zu wachsen. Giuseppe ging an die Verteilung des Wasserrestes. Jeder erhielt ein volles Glas des köstlichen Nasses, und gierig sogen wir mit schmerzlichem Bedauern, daß es nicht mehr sei, den letzten Tropfen ein. Mit Ausbietung aller unserer Kräfte trieben wir die armen, erschöpften Kamel mit Knütteln vorwärts. Bald erhob sich der größte Feind des vom Durste Bedrohten oder Gequälten, die Sonne, zu bedenklicher Höhe und versetzte uns bald in ein Meer von Feuer und Glut. In ihm erstarb die aufgeflackerte Tatkraft, drohte der kaum angefachte Hoffnungsfunke schnell wieder zu erlöschen. Furchtbarer Durst stellte sich ein, die Mund-, Rachen-, Nasen- und Kehlkopfschleimhaut wurde ihrer letzten Feuchtigkeit beraubt; um Schläfe und Stirn schien sich ein eiserner Ring enger und enger zu schließen; die Augen brannten schmerzhaft; die Ermattung wurde grenzenlos. Einer der Reisenden verfiel in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit, sprach mit entstellten Zügen von seinem nahen Tode, erging sich dann in bitteren Vorwürfen gegen mich, sie trotz der Warnung aller vernünftigen Leute in dies gräßliche Land geführt zu haben, und bereitete sich endlich durch laute, heiße Gebete zum Eintritt ins Paradies vor. Bald schwand alles, Gegenwart und Vergangenheit, die drohende Todesgefahr und die nie ganz ersterbende Hoffnung, und ein Zustand umfing mich, von dem ich nicht weiß, ob er ein unvollkommener Schlummer oder die beginnende Bewußtlosigkeit eines nahen Unterganges war.

Da, war es ein Traum, war es ein Spiel meiner krankhaft erregten Sinne? Gilte dort nicht mit schnellen, seltsamen Sprüngen ein Tier auf uns los, und trug es nicht gar einen Menschen auf seinem Rücken? Freilich war es ein Mensch, ein heiß ersehnter Mensch, unser vorausgeeilter Mitreisender Birsa, der uns zwei Schläuche Wasser zutrug. Im Nu waren alle voll und ganz zur Gegenwart zurückgekehrt."

Trotz der Größe der überstandenen Gefahren und trotz aller finsternen Ahnungen wollte Nachtigal seinen Plan nicht aufgeben. Es lockte ihn ungemein, den Gebirgsstock Tarso von Westen nach Osten zu übersteigen und den am Fuße des Osthanges gelegenen Hauptort Tibesti, Bardai, zu erreichen. Und er wurde erreicht.

Durch die stete Bedrohung des Lebens Nachtigals seitens der rauhen Bewohner, durch den Kampf mit der überkargen Natur, durch die unsäglichen Entbehrungen und den endlichen fluchtartigen Rückzug von Bardai nach Fessan ist diese Reise zu einem der denkwürdigsten Erlebnisse in der Geschichte der Afrikaforschung geworden. Bis zum Jahre 1917 ist es denn auch keinem Europäer mehr gelungen, das Gebirgsland Tibesti zu besuchen.

Nachdem Nachtigal im Winter 1869 zu 70 seine Gesundheit in Mursuk gekräftigt hatte, konnte er daran denken, die Reise nach Bornu anzutreten. Der 18. April 1870 war der Tag des Aufbruchs. Hatte er in Tibesti die Sahara als ein Land voller Berge und Felsen, das die großartigsten und überraschendsten Ausblicke gewährt, kennengelernt, so gewann er auf seiner zweiten Reise auch eine Anschauung von der Wüste als echtem Sandmeer.

Wir hatten einen siebenstündigen rastlosen und harten Kampf mit den in ununterbrochener Folge sich uns entgegenstellenden Dünenketten zu bestehen. Das war die Wüste, wie sie typisch in der Vorstellung der meisten Europäer lebt, aber glücklicherweise nur in einzelnen Gegenden erscheint und dann freilich bei Mensch und Tier die Anspannung alle Kräfte verlangt. Mühsam erklimmt man die Kette, um von ihrer Höhe aus eine unabsehbare Reihe von Hindernissen gleicher Art zu überblicken. Prüfend sucht man den leichtesten Übergang in der Hoffnung, daß der Sand, wie es hier und da der Fall ist, tragfähig sein möge. Doch tief sinkt das Kamel ein, und wenn es sich mühsam auf die Höhe der Kante gearbeitet hat, ist der jenseitige Abfall so jäh, daß das ungeschickte Tier der Schwere seines Körpers und seiner Last keinen Widerstand zu leisten

vermag und entweder selbst stürzt oder doch die Ladung in den Sand wirft. Oft genug muß das Tier entlastet werden, und der Mensch hat zu aller Mühe und Hitze noch Gepäckstücke der Ladung einzeln an den Fuß der Düne zu schleppen. So geht es in endloser Eintönigkeit Düne auf und Düne ab" (Nachtigal).

Ohne besondere Fährlichkeiten wurde im Juni 1870 Kuka am Tsadsee, die Hauptstadt Bornus, erreicht. Scheich Omar, von der Ankunft der Reisenden durch Boten unterrichtet, ließ es sich nicht nehmen, die kleine Karawane durch den Kronprinzen festlich einholen zu lassen. Bei einem feierlichen Empfang am Hofe überreichte Nachtigal dem Landesfürsten die Geschenke König Wilhelms von Preußen: einen reich vergoldeten Thronstuhl, die Bildnisse des Königs, der Königin und des Thronfolgers, eine Anzahl Zündnadelgewehre, ein Harmonium, wollene, seidene und samtne Stoffe, Uhren, Fernrohre, ein stark verfilbertes Teeservice und viele andere Dinge, wodurch seine Stellung bei Hofe sehr gefestigt wurde.

Kuka wurde nun für längere Zeit sein Standquartier, von dem aus er Land und Leute Bornus studierte, insbesondere die ganze Umrandung des Tsadsees erforschte, dann aber auch weit nach Nordosten bis Borku und nach Süden bis Bagirmi vordrang. Diese großen Ausflüge außerhalb Bornus erschlossen teilweise völlig neue Gebiete.

Borku beschreibt uns Nachtigal als ein großes, von hohen Rändern eingefasstes Erosionstal, das wieder durch niedrigere, felsig-sandige Erhebungen in einzelne Abteilungen zerfällt, deren tiefste Stelle Oasen sind.

So sehr ihm von der Reise nach Bagirmi abgeraten wurde, so glücklich verlief sie. In den Bagirmis lernte er ein Volk kennen, das häufig aus Beutegier und roher Lust am Kampfe Nachbarstämme überfällt und ausraubt, ein Volk, das um der Sklavenjagd willen glückliche, wohlhabende Ortschaften vom Erdboden verschwinden läßt und an den unglücklichen Sklaven bestialische Unmenschlichkeiten verübt. Diesen gegenüber völlig machtlos zu sein, war

für Nachtigal schwerer zu ertragen als alle körperlichen Anstrengungen und Gefahren.

Mit wertvollen Kenntnissen über Land und Leute kehrte er nach Kuka zurück und wurde vom Scheich Omar mit rührender, wahrhaft väterlicher Güte empfangen.

Der Haupterfolg der sechsjährigen Reise Nachtigals aber war der großartige Rückweg über das gefürchtete Wadaï, über Darfor und Kordofan nach Ägypten. Wadaï hatte bereits zwei ausgezeichneten Forschern, Eduard Vogel und Moriz von Beurmann, den Tod gebracht. Trotzdem wagte Nachtigal die Reise. Und er durfte sie wagen. Kam ihm doch die Fähigkeit zu statten, sich leicht in die Denk- und Gefühlsweise anderer hineinzuversetzen, und besaß er doch die Gabe, mit dem Zauber seines Wesens den Haß und den Argwohn der Eingeborenen zu entwaschen. Zudem ließ ihm Scheich Omar jede mögliche Unterstützung angedeihen. In großherziger Weise sorgte er für die Reiseausrüstung des fast Mittellosen und fertigte ihm Empfehlungsschreiben an die Könige von Wadaï und Darfor aus. Selbst die Geschenke für diese beiden Fürsten zu beschaffen, ließ er sich mit angelegen sein. Ein Bote König Allis von Wadaï brachte günstige Nachrichten über die Verhältnisse seines Landes. Dieser Bote, Otmän mit Namen, sollte auf Wunsch Omars Nachtigal und seine Leute nach Wadaï geleiten. So konnte Nachtigal am 1. März 1873 in einer letzten Zusammenkunft voller Dankbarkeit Abschied nehmen von dem edlen Bornusfürsten, dessen Gastfreundschaft er so lange genossen, von dessen Güte er so zahlreiche Beweise erhalten hatte.

Die Reise verlief in Nordostrichtung ohne wesentliche Gefahren und hatte als nächstes Ziel Abeschr, die Hauptstadt Wadaï's.

In keinem der besuchten Länder fand Nachtigal bei aller Welt eine so grenzenlose Furcht vor dem Könige wie in Wadaï. Um so angenehmer war er enttäuscht, als er ihn bei seinem ersten Besuch kennenlernte. König Ali versicherte ihn der vollständigsten Sicherheit. Er könne,

wenn er es wünschte, sein ganzes Land „beschreiben“ und solle überall hin ohne Gefahr reisen dürfen. Alle seine Fragen waren höchst verständig, und seine eignen Antworten wurden mit größter Besonnenheit, Ruhe und Höflichkeit gegeben. „Ich hatte in jenen Ländern“, sagt Nachtigal, „noch keine Person, noch weniger einen Sultan kennengelernt, der mir einen so verständigen, einfachen, würdigen und selbstbewußten Eindruck gemacht hätte als der gefürchtete König von Wadaï.“

Seit seinem Regierungsantritt war unendlich viel getan worden, Roheit und Fremdenhaß zu tilgen. Unter König Ali's Herrschaft konnte es nicht vorkommen, daß ein fremder Kaufmann unbezahlt blieb, wie dies nur allzu oft in Bornu der Fall war. Sein Hauptstreben ging dahin, die Machtstellung Wadaï's nach außen zu heben und im Innern das königliche Ansehen durch Gerechtigkeit bei den Guten und durch Furcht bei den Schlechten zu befestigen. So konnte er auch grausame Strenge zeigen.

„Der König gewährte eines Tages vom oberen Stockwerk seines Palastes auf dem Markt eine allgemeine Verwirrung und Unordnung; sein schleunigst abgesandter Bote brachte ihm die Nachricht, daß ein Diebstahl verübt worden sei und daß andere wiederum die Verwirrung zu Diebstählen benutzten hätten. Sofort begab sich der König selbst außerhalb des Palastes vor die Tür, die auf den Markt führt, und ließ die Beamten rufen, die für die Sicherheit der Hauptstadt verantwortlich waren. Es waren dies sein Bruder, sein mütterlicher Onkel und sein Freund und Ratgeber. Diesen eröffnete er vor allem Volk, daß, wenn sie nicht binnen kurzem die Ruhestörer und Verbrecher vor ihn gebracht hätten, er an ihnen selbst blutige Sühne vollziehen würde. Bald wurden 14 Personen herbeigebracht, die der König sofort niederschießen ließ. Eine genaue Untersuchung würde wahrscheinlich festgestellt haben, daß manche der Erschossenen unschuldig gewesen. Doch wenn ein Menschenleben in jenen Ländern überhaupt nicht sehr hohen Wert hat, so gilt es in Wadaï noch viel weniger,

und dem König kam es vor allem darauf an, die Einwohner durch Furcht vor Strafe von ähnlichen Vergehen abzuhalten“ (Nachtigal).

Der Furcht des Volkes vor dem Könige verdankte es Nachtigal auch lediglich, daß er als erster Christ lebend Wadaï verlassen konnte; denn die echten Wadaïleute betrachteten die Fremden als Eindringlinge und Schmarozer, die nicht im Lande geduldet werden dürften.

Die Weiterreise nach Darfor verzögerte sich infolge Thronwechsels und Thronstreitigkeiten in diesem Lande. Erst als ein Bote des neuen Königs die Regelung der Thronfolge gemeldet hatte, konnte Nachtigal an die Abreise denken. Das geschah im Januar 1874. Herzlich war der Abschied vom König Ali, Nachtigals treuem Beschützer, der sein Wohlwollen noch durch Übersendung verschiedener Ausrüstungsgegenstände betätigte.

Der Bote des Königs Brahim von Darfor wurde Führer und Oberhaupt der Karawane. Dank seinem Ansehen gewährte man ihr überall die größte Gastfreundschaft.

In El Fascher, der Hauptstadt des Landes, angekommen, wurde Nachtigal alsbald mit großem Wohlwollen empfangen und jedwedes Schutzes versichert. Aber ihn im Lande umherreisen zu lassen, lehnte der König entschieden ab, da der Haß der Bewohner gegen den „türkischen Spion“ die Sicherheit seines Lebens gefährde. So mußte sich Nachtigal mit dem begnügen, was ihm vom König bezeichneter Kundige über Land und Leute berichteten.

Reich beschenkt, setzte Nachtigal nach 4monatiger Anwesenheit in Darfor seine Reise nach Kordofan fort. Die Regierung dieses Landes ließ ihn auf Weisung aus Ägypten durch einen Führer sicher nach der Hauptstadt El Obeid geleiten. Die kurze Reise zum Nil, dann aber die Fahrt nilabwärts und besonders die Heimreise wurden zu einem wahren Triumphzug für den Forscher.

Die lange, bisher vergeblich erstrebte Verbindung zwischen dem Tsadsee und dem Forschungsfeld am Nil über Länder, die vor Nachtigal noch kein Forscher aus eigener

Anschauung kennengelernt hatte, war durch ihn hergestellt worden. Mit Recht galt Nachtigal nunmehr als Entdeckungstreisender allerersten Ranges. Die Pariser Geographische Gesellschaft erkannte ihm für seine großen Verdienste die Große Goldene Medaille zu. Schon vorher hatte die Deutsche Afrikanische Gesellschaft ihn zu ihrem Präsidenten ernannt. Die Ergebnisse seiner Forschungen legte er in dem Werke „Sahara und Sudan“ nieder.

„Die schlichten, wahrheitsgetreuen, sorgfältigen Schilderungen und zusammenfassenden Bilder des mildgesinnten Mannes, der auf seiner langen Reise nie ein Gewehr abgefeuert hat, gehören zu dem Besten, was unsere geographische Literatur besitzt“ (Hahn).

Die auf seinen Reisen gesammelten Erfahrungen konnte Nachtigal auch noch in den Dienst des Vaterlandes stellen: 1882 wurde ihm das Amt des deutschen Generalkonsuls in Tunis übertragen. Als solcher erhielt er den Auftrag, alle noch herrenlosen, von keiner anderen europäischen Macht beanspruchten Küstenstrecken, an denen deutsche Interessen des Schutzes bedurften, unter die deutsche Reichshoheit zu stellen. Lüberikland, der Kern unserer südwestafrikanischen Kolonie, Togo und Kamerun sind damals durch das schnelle Eingreifen Nachtigals deutsch geworden. Ihm selbst freilich hat die Fieberlust der afrikanischen Westküste so geschadet, daß er im Frühjahr 1885 starb. In Kamerun liegt er begraben.

Nach Rohlf's und Nachtigal sind Sahara und Sudan wenig besucht worden. Sehr erfolgreich waren noch die Reisen des Kaufmanns Eduard Robert Flegel und des Naturwissenschaftlers Oskar Lenz. Angeregt durch die Reiseerlebnisse Barth's und Vogels und von dem Wunsche beseelt, zur Entschleierung des Inneren Afrikas auch etwas beizutragen, hatte sich

Flegel

die Erschließung des Benue zu seiner Lebensaufgabe gemacht. 1879 fuhr er vom Golf von Guinea den Niger und

dann den Benue aufwärts und kam 200 Kilometer über den fernsten bisher erreichten Punkt hinaus bis tief in das Gebiet von Adamaoua. Die zuverlässige kartographische Aufnahme der neu befahrenen Strecke des Benue, von Djen bis Ribago reichend, war das wichtigste Ergebnis dieser Unternehmung.

Über die voraussichtliche Zukunft des Handels im Niger-Benuegebiet schrieb damals Flegel:

„Es ist ein weites, dicht bevölkertes Gebiet, das der Niger-Benue als schiffbarer Strom durchzieht, und das einzige Hindernis, das er für einige Monate des Jahres der Schifffahrt entgegenstellt, sind Untiefen; diese können aber immer durch praktisch gebaute Fahrzeuge leicht überwunden werden. Selbst in der trockensten Zeit und an den schlimmsten Stellen, wo der Fluß fast eine geographische Meile von Ufer zu Ufer einnimmt, ist immer noch $3\frac{1}{2}$ Fuß Wasser zu finden. Sogar Frachtschiffe können leicht für diesen Tiefgang eine Tragfähigkeit bis zu 100 Tons erhalten, und somit steht also dem Verkehr im Niger-Benue das ganze Jahr hindurch kein Hindernis entgegen“ (Flegel: Vom Niger-Benue).

Nunmehr rüstete ihn die Deutsche Afrikanische Gesellschaft zu einer zweiten Reise aus. Von Lokoja am Zusammenfluß des Benue und Niger aus vervollständigte er 1880 seine Aufnahmen am Niger bis Gomba, besuchte dabei den König von Nupe und sein Land und ging schließlich nordostwärts über Gando nach Sokoto, von dessen Sultan er sich einen Geleitsbrief nach Adamaoua erwirkte. Mit diesem begab er sich 1882 über Loko am Benue, Wukari, Bakundi und Kontscha nach Jola am Benue, entdeckte weiter südlich die Quellen dieses Flusses, ja erreichte sogar glücklich als erster Weißer Ngaumdere am Logome. Geldmangel zwang ihn, nach Lagos zurückzukehren. Auch sein nächstes Unternehmen kam nicht zum Abschluß. Über Loko, Wukari nach Tibati gelangt, mußte er teils andauernder Krankheit wegen, hauptsächlich aber, weil der König von Tibati ihm den Durchzug durch sein Land versagte, auf

sein großes Ziel, nach dem Kongo vorzudringen, verzichten, und so kehrte er nach Deutschland zurück.

Lenz,

der im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft reiste, hatte sich kein geringeres Ziel gesetzt, als von Marokko aus durch die Wüste nach dem Niger vorzudringen. Nach mehrmonatiger Vorbereitung und Erkundigung der Eigenart des nordafrikanischen Reiselebens zog er 1879 in der Tracht eines Mohammedaners von Tanger über Fes nach Marokko, überstieg den Atlas und verfolgte dann einen von Forschern noch nie beschrifteten Pfad durch die Wüste Igidi, der ihn, als ersten seit Barths Reisen, nach Timbuktu führte. Seine Weiterreise nach Westen verlief so glücklich, daß er nach $3\frac{1}{2}$ Monaten am Senegal eintraf. Lenz ist der 4. Europäer, dem es gelang, Timbuktu zu erreichen, und der erste, der von Timbuktu in westlicher Richtung die Küste sah. Zur Kenntnis der Natur und der Siedlungsverhältnisse der westlichen Sahara hat Lenz außerordentlich viel beigetragen.

b) Das Nilquellen- und Seenproblem.

Die Frage nach den Quellen des Nils geht bis ins Altertum zurück und hat in ihren letzten Ausklängen die Afrikaforschung bis ans Ende des 19. Jahrhunderts beschäftigt. Entscheidend für die Lösung des Rätsels war die jahrzehntelange Arbeit der 2 württembergischen Missionare

Rebmann und Krapf

in Ostafrika. Schon bevor sie die Nilquellen- und Seenfrage ins Rollen brachten, konnten sie sich schöner Erfolge erfreuen. Johannes Rebmann war es vorbehalten, „eins der größten Wunder Afrikas, den Schneeberg, der den Äquator verhöhnt“, zum ersten Male leibhaftig zu erschauen. Gemeinsam mit Dr. Ludwig Krapf hatte er im Jahre 1846 bei dem Küstenplatz Mombasa die Missionsstation Rabai

gegründet. Hier war ihnen viel erzählt worden von dem Lande Dschagga und seinen Bergriesen, von denen man sagte, „daß das Weiße der Kuppen herabgeholt zu Wasser werde.“ Im April 1848 unternahm Rebmann seine erste größere Missionsreise nach dem Innern, um dem Dschagga-lande das Evangelium zu bringen. Am 11. Mai schrieb er eine Tagereise vor Taweta in sein Tagebuch die schlichten Worte: „Wir sahen heute Morgen die Berge von Dschagga immer deutlicher, bis ich gegen 10 Uhr den Gipfel von einem derselben mit einer auffallenden weißen Wolke bedeckt zu sehen glaubte. Mein Führer hieß das Weiß, das ich sah, schlechtweg „Kälte“; es wurde mir aber ebenso klar als gewiß, daß das nichts anders sein könnte als Schnee.“

Im Juni kehrte er mit der Kunde seiner wunderbaren Entdeckung nach Rabai zurück. Im November desselben Jahres war der unermüdete Glaubensbote schon wieder im Dschaggaland und kam dem Kilimandscharo so nahe, daß er sein herrliches Schneehaupt sogar bei Nacht im Mondschein ganz deutlich sehen konnte. „Es sind zwei Hauptgipfel“, lautet sein Tagebuch, „die sich auf der gemeinsamen etwa 10 Stunden langen und ebenso breiten Basis so lagern, daß zwischen denselben ein Sattel gelassen ist, der sich von Osten nach Westen 3—4 Stunden ausdehnt. Der östliche Berggipfel ist niedriger und von spitzigen Formen, während der westliche, höhere eine prächtige Kuppe darstellt, die auch in der heißen Jahreszeit, wo der östliche Nachbar seine weiße Decke nicht halten kann, mit einer Masse von Schnee bedeckt ist.“ Rebmann hatte also bis auf irrige Größenangaben richtig beobachtet. Er ist der Entdecker des Kilimandscharo, während Krapf 1849 den Kenia fand. Aber noch lange nach der Entdeckung gab es in Europa Leute, die lieber glaubten, die Missionare seien durch hellglänzende Quarzmassen, durch Salzlager oder durch dichtgefallenen, den Berg weiß färbenden Hagel getäuscht worden, als daß sie die uns freilich heute ganz geläufige Erscheinung des Vorkommens von Gletschern und

von ewigem Schnee unter der Äquatorsonne zugegeben hätten.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gelangten durch die beiden württembergischen Missionare immer bestimmter auftretende Gerüchte von dem Vorhandensein eines weit im Innern gelegenen Binnensees an die Ostküste. Wenn gleich Rebmann und Krapf diese Gerüchte nicht selbst auf ihre Richtigkeit hin prüfen konnten, veranlaßten ihre Nachrichten doch die Engländer Speke, Burton und später Grant und Baker, die Seen- und Nilquellenfrage von der Ostküste aus zu lösen, so daß mit der Auffindung der zwei Hauptquellströme, die den Viktoria- und den Albertsee durchfließen und sich am Nordrande des letzteren vereinigen, die Nilfrage 1864 im wesentlichen als gelöst gelten konnte.

Ein Schauplatz sehr erfolgreicher deutscher Forschertätigkeit ist das weite Gebiet um den oberen Weißen Nil bis zu den rechten Zuflüssen des mittleren Kongo gewesen. Hier hat vor allem

Georg Schweinfurth

gearbeitet. Er stammte aus einer badischen Familie, ist aber am 29. Dezember 1836 in Riga geboren, wohin sein Vater in jungen Jahren übergesiedelt war. Seine ausgezeichnete gymnasiale und akademische Bildung — er war Naturwissenschaftler und Mediziner — und seine hervorragende Beobachtungsgabe hatte er schon 1864—66 auf Reisen in Ägypten, Nubien, Abessinien und in den Küstengebieten des Roten Meeres anzuwenden Gelegenheit. Hierbei zeigte er sich als wissenschaftlicher Reisender von höchster Befähigung und leistete, namentlich auf pflanzengeographischem Gebiete, so Vorzügliches, daß die Königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin ihm im Sinne der Humboldtstiftung die Erforschung des Bahr-el-Ghazal-Gebietes übertrug. So begab er sich 1868 über Dschidda, Suakin und Berber nach Chartum, wo er sich der Karawane eines einflußreichen Kaufmanns anschloß. Mit dieser zog er den Weißen Nil aufwärts nach Faschoda und

begann dann seine Wanderung durch das Gebiet der westlichen Zuflüsse des Weißen Nils und des Bahr-el-Ghazal (Gazellenflusses). Dabei gelangte er als erster Europäer auf die Wasserscheide von Nil und Kongo, entdeckte den Uälle und stellte fest, daß dieser westwärts, also nicht zum Nil, sondern zu einem anderen Stromsystem (dem des später entdeckten Kongo) fließt. Wer das außerordentliche Interesse jener Zeit an den Stromläufen und Stromrichtungen im Gebiet westlich des oberen Nils kennt und wer eine Ahnung hat von der unklaren Darstellungsweise der Arabisch sprechenden Völker, wenn es sich um geographische Dinge handelt, wird die Spannung begreifen, mit der Schweinfurth einen Durchblick durch die Uferbüsche nach dem großen Wasser zu gewinnen suchte, dessen Rauschen bereits eine Zeit lang zu seinem Ohre gedrungen war; wird auch das Glück über die gelungene Entdeckung ermessen, das in des Reisenden eignen Worten lebhaft zum Ausdruck kommt:

„Endlich stand mir die Erfüllung meines heiß ersehnten Ziels in naher Aussicht, denn am 19. März 1870 sollten wir den Uälle-Strom erreichen. Der Weg zum Flusse führte uns in rein südlicher Richtung fast ununterbrochen durch Bananenpflanzungen, aus denen ab und zu die kleinen Dächer der aus Rinden kunstvoll zusammengenähten Häuser hervorguckten. Nach kaum zweistündigem Marsch waren wir am Ufer des großen Flusses, der seine trüben, bräunlich schimmernden Fluten zwischen hohen Uferwänden majestätisch dahinwälzte. — Es war für mich ein unvergeßlicher Anblick. Dies war also der rätselhafte, vielbesprochene Fluß, der nach Westen fließen sollte. Und er floß nach Westen, gehörte also nicht mehr zum Nil.“

Durch diese Reise ist unsere geographische Kenntnis der westlich des oberen Nils gelegenen Länder eigentlich erst begründet worden. Von bisher völlig unbekanntem Landstrichen entwarf Schweinfurth ein lebensvolles, wissenschaftlichen Anforderungen entsprechendes Bild. Über

zahlreiche Negerstämme machte er wertvolle und genaue Aufzeichnungen, so über die Schilluk und Nuer, die Dinka und Bongo, die höchst merkwürdigen, menschenfressenden Niam-Niam und die unbekanntenen Mombuttu (oder Mangbattu), mit denen sich unser Forscher trotz ihres Kannibalismus auf guten Fuß zu stellen wußte und deren Bild er gerade noch zur rechten Zeit in ungestörter Reinheit festhalten konnte, bevor es durch die Raubzüge der nubischen Sklavenhändler wenige Jahre nach seiner Heimkehr teilweise verwischt wurde. Mit der Entdeckung der Mombuttu, die er das interessanteste Volk von Zentralafrika nennt, glaubte er am meisten Ehre eingelegt zu haben.

„Eine überraschend neue Welt“, schreibt er, „umgab mich in diesem fernsten Erdenwinkel, gleich weit vom Indischen Ozean und den Atlantischen Küsten entfernt, im innersten Zentralkerne von Afrika. Neu erschien hier alles. Die hellfarbige Rasse der Eingeborenen, ihre seltsame Tracht, ihre kunstfertigen Geräte, der behäbige Komfort ihrer zierlichen Behausungen, schließlich der wilde, großartige Pomp des Königs Munsa waren in der Tat wert meines Staunens, und eine Überraschung harrte meiner nach der anderen. Dazu gesellte sich noch eine überwältigende Fülle neuer, nie gesehener Gewächse und die ungeahnte Fremdartigkeit der Kulturen, wo die Banane, das Zuckerrohr, die Ölpalme allverbreitet waren. In Wirklichkeit befand ich mich im Zentrum Afrikas, ausgestattet mit dem Zauber meiner frühesten Jugendträume.“

Ein außerordentlich wichtiges Ergebnis für die Völkerkunde war ferner der Nachweis des Vorhandenseins von Pygmäen (Zwergstämmen), die die mittelmeeischen Kulturvölker schon seit Herodot beschäftigt hatten. Jener denkwürdige Tag, an dem Schweinfurth am Hofe Munsa, des Königs der Mombuttu, den ersten lebenden Vertreter der afrikanischen Zwergvölker von Angesicht zu Angesicht schauen durfte, war ein Höhepunkt seiner Reise.

„Eines Vormittags“, erzählt er, „erscholl lauter Jubel durch das Lager. Mein Diener hatte einige Pygmäen

beim Könige überrascht und schleppte nun trotz Sträubens und wilden Gebarens ein seltsames Männlein vor mein Zelt, das hockte auf seiner rechten Schulter, ängstlich hielt es des Dieners Kopf umklammert und warf scheue Blicke nach allen Seiten. Jetzt saß es vor mir auf meinem Ehrenplatz, zu seiner Seite der königliche Dolmetscher. Ich konnte nun endlich meine Augen weiden an der handgreiflichen Verkörperung tausendjähriger Mythe, ihn zeichnen und ausfragen. Beides war nicht so leicht getan als gedacht. Ihn vorläufig zum Sitzen zu bringen, war nur dem Erfolge zu danken, den die von mir mit großer Eifertigkeit ausgetragenen Geschenke erzwangen. Was im Laufe von zwei Stunden geschehen konnte, das geschah: er wurde gemessen, porträtiert, gefüttert, beschenkt und bis zur Erschöpfung ausgefragt. Aus seinem eignen Munde erfuhr ich, daß der Name seines Volkes Akka sei.

Vor allem muß ich auch desjenigen Pygmäen Erwähnung tun, den ich als treuen Begleiter auf meinen nachherigen Wanderstraßen bis zum fernen Nubien mit mir führte. Unter meiner Pflege vortrefflich entwickelt und an meine Person attachiert wie ein Sohn, hatte ich mich 1½ Jahre lang seines Besitzes zu erfreuen. Munsa, dem ich den hohen Wert begreiflich gemacht hatte, den meine Landsleute darauf legen würden, den Repräsentanten eines Volkes mit eignen Augen zu sehen, auf den unsere ältesten Sagen hindeuten, hatte mir einen Akka von 15 Jahren geschenkt. Mföwü — so hieß mein kleiner Schützling — war von da ab der tägliche Genosse meiner Mahlzeiten. Nur sein körperliches Wohl und seine Zufriedenheit vor Augen, ließ ich mir von ihm alle die zahlreichen Unarten und kleinen Teufeleien, die seiner Rasse eigen waren, ohne Murren gefallen. Trotz aller aufgewandten Sorgfalt und Pflege erlag er doch einer langwierigen Dysenterie, zu der eine schrankenlose Unmäßigkeit, die ich nicht genugsam überwachen konnte, den Keim gelegt hatte. Die Körpergröße der Pygmäen reiner Rasse schwankt zwischen 1,24 und 1,4 Metern.“

Im Frühjahr 1871 trat Schweinfurth den Rückmarsch an, nachdem er vorher bei einer Feuersbrunst fast alle seine Aufzeichnungen und reichen Sammlungen, sowie seine ganze Habe eingebüßt hatte. Er nannte diesen Tag den unglücklichsten seines Lebens. Über Faschoda, Chartum, Suez erreichte er am 2. November 1871 in Messina wieder europäischen Boden. Seine Erinnerungen und Forschungsergebnisse hat er in dem geistvoll und anregend geschriebenen Werke „Im Herzen von Afrika“ niedergelegt, das zu einem Lieblingsbuch der geographisch interessierten Welt geworden ist.

Schweinfurth ist auch in der Folgezeit hauptsächlich auf afrikanischem Boden tätig geblieben. Auf Wunsch des Vizekönigs von Ägypten schlug er seinen Wohnsitz in Kairo auf, von wo aus er in den Jahren 1874—1888 auf zahlreichen größeren und kleineren Reisen vornehmlich die Wüste östlich vom Niltal erforschte, aber auch einen Ausflug nach Abessinien und nach der Insel Sokotra unternahm. Bezeichnend für Schweinfurth als ganz großen und ausschließlichen Entdeckungs- und Forschungsreisenden ist die Tatsache, daß er 1876 eine Berufung als Professor der Erdkunde an die Universität Leipzig ausschlug, um sich ungestört seiner Forschertätigkeit widmen zu können. Seit 1889 verlebte er die Sommermonate meist in Berlin, die Winter bis zum Kriegsausbruch in Ägypten und zwar immer noch zum großen Teil auf Reisen. Am 29. Dezember 1916 konnte er als Nestor der deutschen Afrikaforscher seinen 80. Geburtstag begehen. In der Zeit der schlimmsten Geldentwertung ist ihm auch Not und Entbehrung nicht erspart geblieben. Am 19. September 1925 ist der greise Forscher, fast 89 Jahre alt, in Berlin gestorben.

Mit der Erschließung des oberen Nilgebiets ist auch der Name des Barons

Klaus von der Decken

eng verknüpft. Von glühender Begeisterung beseelt, opferte er Stellung, Familienglück und Reichthum, bereit, sein

Alles einzusetzen, um dem schwarzen Kontinent einen Teil seiner Geheimnisse zu entreißen. Auf Heinrich Barth's Rat schiffte er sich 1860 in Hamburg nach Sansibar ein, um sich mit seinen reichen Mitteln dem unbemittelten, erst 24jährigen Albrecht Roscher anzuschließen, einem trefflich vorbereiteten Hamburger Reisenden. Mit dessen Begabung und Erfahrung gedachte er seine frische Tatkraft zu vereinigen; mit ihm verbunden, glaubte er Großes leisten zu können. Aber noch ehe er nach dreimonatiger Seefahrt seinen Fuß auf das Land gesetzt hatte, wurde ihm die erschütternde Kunde, daß Roscher am Nyassasee ermordet worden sei. Die Nachricht von dem Tode des erwählten Gefährten war der Anfang des Mißgeschicks, das ihn seitdem nicht mehr verlassen hat. Wie ein roter Faden zieht sich dieses „treue Unglück“ durch die Geschichte seiner Reisen, vom Tage der Ankunft in Sansibar bis zum beklagenswerten Ende der Pläne dieses ausgezeichneten Menschen.

Ohne Bedenken faßte er den Entschluß, die Stelle am Nyassasee, an der Roscher durch Meuchelmord sein Ende gefunden, aufzusuchen, um wenigstens die Papiere des Gefallenen zu retten. Ungesäumt ging er ans Werk, studierte eifrig Sprache (Suaheli), Sitten und Gebräuche der Bevölkerung und rüstete sich in kürzester Zeit mit dem zur Reise Notwendigen aus. In Kilwa betrat er den Boden des afrikanischen Festlandes. Hier brach er Ende November 1860 mit seinem europäischen Diener, mehreren farbigen Dienern, neunzehn Soldaten und über vierzig Trägern nach dem Innern auf, mußte aber schon nach einigen Wochen umkehren, da ihn sein arabischer Führer treulos verließ.

Mehr Glück hatte er mit seiner zweiten Unternehmung. Nachdem er sich in Mombasa bei dem hier seit 14 Jahren weilenden Rebmann Raf geholt hatte, warb er 5 Diener und 47 Träger zu einem Zuge nach dem Kilimandscharo an. Außerdem gingen 5 unbelastete nur mit Sattel und Zaum versehene Esel mit, die den Europäern in

Ausnahmefällen, bei Krankheit und Ermüdung, als Reittiere dienen sollten.

Am 28. Juni 1861 ging es ins unbekanntes Land hinein. Wenig beneidenswert war das Los der Träger. Sie waren am stärksten beladen. Außer ihrer Last, die sie ausnahmslos auf dem Kopfe trugen, führten sie eine Kürbisflasche voll Wasser, einen Pack mit Lebensmitteln, ihr Schlafgerät, kleine Vorräte zum Selbstgebrauch, ein Paar lederne Sandalen, die angezogen wurden, wo Dornen auf dem Wege lagen, eine schwere Muskete und jeder fünfte oder sechste einen Kochtopf mit sich; es war in der That schwierig, auf Kopf, Rücken, Schultern und Lenden noch ein Plätzchen für etwas mehr zu finden. Mit einer solchen Bepackung marschierten sie täglich sechs bis acht Stunden für Bohnenkost und wöchentlich ein- bis zweimal Fleisch und die Aussicht, nach Verlauf mehrerer Monate sechs Taler Lohn zu erhalten. Trotzdem sind solche Träger immer munter und guter Dinge und selbst zu außergewöhnlichen Anstrengungen bereit, wenn man sie nur zu behandeln weiß.

Alle anderthalb oder zwei Stunden wurde gerastet, damit die Karawane sich wieder sammeln konnte. Man benutzte die kurze Ruhe, um einen Schluck Wasser oder ein Stück Schiffszwieback zu nehmen, man half kleinen Unbequemlichkeiten an Kleidung und Schuhwerk ab, brachte einige Bemerkungen zu Papier, kurz die zwanzig bis dreißig Minuten, die der Führer gönnte, entschwanden schnell genug. In solchen Märschen ging es weiter, den ganzen Tag über, bis ein oder zwei Stunden vor Dunkelheit. Nachdem ein passender Platz fürs Lager erwählt worden war — am liebsten eine schattige Stelle unter einem Baum in der Nähe eines Gewässers — legten die Träger ihre Lasten zusammen und gingen aus, die einen, um Brennholz zu suchen, die anderen, um Wasser in Töpfen und blechernen Eimern herbeizuholen, während die dritten für die Küche sorgten, d. h. je drei Steine zu einem Herde zusammenbauten und auf die Ränder einen dickwandigen irdenen Kochtopf stellten. Um ein Feuer nach dem anderen gruppierten sich die

fünf bis sechs Mann starken Kochgesellschaften, die gemeinschaftlich ihre Rationen empfangen. Bald kochte und brodelte es, und eine halbe Stunde später war alles im besten Schmausen und kurz darauf Topf und Tiegel geleert.

Die Landschaft im Innern stellte sich den Reisenden als unabsehbare Hochebene dar. Das Gepräge der Ebene war Dürre, und als notwendige Folge davon Unfruchtbarkeit. Dünnes, grobes Gras bedeckte den Boden, ab und zu von einzelnen Dornbüschen überwuchert.

„Man sollte meinen, daß eine solche Wildnis von Gras und Dornen einen traurigen Eindruck auf das Gemüt des Wanderers hervorbringen müßte; doch auch sie hat ihre Reize. Eine wunderbare Luft macht das Wandern in der Hochebene so angenehm und erfrischend, daß man sich nirgends wohler fühlen kann als hier; und in dieser reinen, trockenen Luft färben die Berge sich schon in geringer Entfernung in dem zartesten, duftigen Azurblau, das immer dunkler wird, je mehr man sich nähert, und wunderbar sich abhebt von dem Schwarz-Grün der Laubmassen zu ihrem Fuße; im Frühling aber, nach der Regenzeit, bedecken die vorher blattlosen Akazien sich mit Gelaub und herrlich duftenden Blüten.“

Die Ebene selbst ist unbewohnt. Wochenlang kann man das Land durchwandern, ohne einen Menschen anzutreffen. Will man Leute sehen, so muß man sie suchen, wo sie wohnen — auf den Bergen, wohin sie sich vor den räuberischen Majaï und Wakuasi geflüchtet haben. Diese Nomadenstämme, die zwischen den riesigen Schneebergen Kenia und Kilimandscharo sitzen, unternehmen Raubzüge oft bis an die Küste hin und schleppen namentlich das Vieh mit sich fort. Ihre kriegs- und beutelustigen, den Tod verachtenden Scharen sind der Schrecken der friedlichen Leute. Mit dem Worte Majaï machen die Küstenbewohner ihren Kindern bange; dieses eine Wort genügt, ganzen Karawanen heillosen Schrecken einzujagen, so daß die Träger ihre Bündel zur Erde werfen und in wilder Flucht von dannen jagen“ (Kersten-Decken).

Etwa 20 Tage nach dem Ausbruch von Mombasa traf man auf den See Jipe (Schipe), und von der Decken konnte feststellen, daß der den See durchströmende Fluß der Oberlauf des Pangani sei. Kurz darauf bekam die Karawane den Kilimandscharo zu Gesicht.

„Wer nur die Gebirge Europas kennt, hat keine Vorstellung von der Großartigkeit einer Bergmasse, die Übergangslos ohne Vorländer aus der Ebene aufsteigt wie der König der Berge, der Kilimandscharo, der das Schauspiel eines vom Fuße bis zum Gipfel sichtbaren, alleinstehenden Riesenberges bietet. Hier bleibt uns nichts verhüllt; das schneegekrönte Haupt zeigt sich ebenso klar und deutlich als der Wald der tieferen Gebiete, und keine ebenbürtige Erhebung zieht das bewundernde Auge ab, mindert die Größe des Eindrucks“ (Decken).

Von der Decken erklimm den Berg bis 2500 Metern Höhe, blieb also im Bereich des Landes und Volkes der Dschagga. Der Weg führte am Rande von Schluchten hin, in deren Tiefe wilde Bergwasser rauschen.

„Hier, wo das Lebenselement, das Wasser, in reichster Fülle geboten ist, entwickelt sich die Pflanzenwelt zu üppigster Pracht. Zwischen ungeheuren Laubwäldern des Urwaldes und zwischen schlanken, zierlichen Palmen grünt ein Rasen, in dem die herrlichsten Blumen ihre Blüte entfalten, umgaukelt von buntfarbigem Faltern. In einer Höhe von über 1000 Metern, bis zu welcher die Räuber der Ebene, die Masai, sich nicht versteinen, beginnen die Pflanzungen der Eingeborenen, reichlich bewässerte Felder, Bohnenbeete, Wiesenflächen und schattige Wäldchen der wunderbar schönen, unschätzbaren Bananenstaude.

Allerorts in den Tropenländern und schon in Südeuropa gibt es Bananen, aber Bananen von so mächtigem Wuchse, von so vorzüglicher Güte und so lieblichem Geschmack gibt es wohl nirgends als im Dschaggalande. Zwölf der köstlichen Früchte genügen zur täglichen Nahrung eines Mannes. Wer einmal in den Bananenhainen Dschaggas gewandelt ist und in ihrer Kühle, in dem sanften,

das dichte blaßgrüne Blätterdach durchdringenden Lichte die heißen Mittagsstunden verbracht hat, wird sich stets nach ihnen zurücksehnen und die Eingeborenen beneiden, denen so herrliche Pflanzen fast ohne alles Zutun erwachsen.

Die Dschagga sind ein Volk von Negern, wie sie von gleicher Schönheit, Kraft und Fähigkeit nicht anderswo angetroffen werden. Ihre großartigen mit Kühnheit über Schluchten hinweggeführten Wasserleitungen setzen den Reisenden in höchste Verwunderung, weil er in ihnen Arbeiten eines ebenbürtigen Geistes erkennt. In Dschagga herrscht straffe, kriegerische Ordnung.

Für eine europäische Ansiedelung würde kein Tropenland größere Vorteile bieten als eben Dschagga. Hier findet der Europäer ein herrliches, gesundes Klima, er findet eine kräftige, unverdorrene Bevölkerung, die nicht nur das Land zu bebauen und zu beschützen weiß, sondern auch viele das Leben verschönende Künste versteht. Dschagga ist in der Tat ein Paradies, und jeder, der das wunderbare Land gesehen, wird mit Entzücken von ihm sprechen, selbst wenn er dort wie unser Reisender viel Ungemach durch die Bettelerei und den Wankelmut der kleinen Könige erfahren mußte“ (Kersten).

Da von der Decken nirgends zuverlässige, eingeborene Führer fand, mußte eine Besteigung des Kilimandscharogipfels unterbleiben und der Rückmarsch nach Mombasa erfolgen.

Im folgenden Jahre, 1862, verband er sich mit Dr. Kersten aus Altenburg zu einer zweiten Besteigung des Bergriesen. Diesmal wurde eine Höhe von ziemlich 4300 Metern erreicht. Starker Nebel und große, den eingeborenen Führern ungewohnte Kälte verhinderten ein weiteres Emporklimmen. Ihm bleibt das Verdienst, den Kilimandscharo zuerst untersucht zu haben.

Im Jahre 1863 finden wir den Baron in Europa, mit Eifer beschäftigt, eine neue große Expedition zur Erforschung afrikanischer Flüsse zustande zu bringen. Seine Haupt Sorge galt der Beschaffung zweier für Hauptfahrten

geeigneter Dampfschiffe. Nach langen Verhandlungen erklärte sich eine Hamburger Firma bereit, den Bau dieser Schiffe zu übernehmen und sie nach ihrer Fertigstellung zerlegt nach Sansibar zu schicken. Der Wert der gesamten Ausrüstung, die beiden Dampfer inbegriffen, betrug 40 000 Taler. Ende Juli 1864 kam heran, ehe alles zur Abreise fertig war, und erst am 15. Juni 1865 konnte nach mehreren Probefahrten die eigentliche Forschungsreise beginnen.

Von der Decken begab sich nach der Mündung des Juba (Dschuba), dessen Untersuchung das Hauptziel dieser Reise sein sollte. Vor der Einfahrt in den Fluß hatte er das Unglück, daß das kleinere seiner beiden Fahrzeuge mit dem Maschinisten von den Wellen verschlungen wurde. Nach Vermessung der Mündung begannen die Freuden und Leiden der Flußfahrt. Jedes Neue und Unerwartete, das man zu sehen bekam, wurde von lauten Ausrufen des Staunens begleitet. Der Fluß wimmelte von Krokodilen. Nach vier Wochen erreichte man die berühmte Stadt Bardera (Bard). Die Somali dieses Ortes unterschieden sich durch finsternes, verschlossenes Wesen auffällig von ihren Landsleuten an der Küste. Oberhalb der Stadt wurde das Schiff leck. Man brachte die Güter am Ufer in Sicherheit und schlug fünf Zelte auf. Der Baron aber entschloß sich, in Begleitung seines Reisegenossen Dr. Link und einiger Neger in einem Boote nach Bardera zurückzufahren, um Lebensmittel einzukaufen. Mit den Worten: „Leben Sie wohl, ich denke, in 14 Tagen sehen wir uns wieder!“ bestieg er das Boot, winkte noch einmal zum Abschied nach dem Schiff hinüber und verschwand dann hinter der nächsten Biegung des Flusses. Keiner der zurückgebliebenen Europäer hat ihn je wiedergesehen.

Drei Tage darauf überfiel eine Gruppe stark bewaffneter Somali das Zeltlager. In dem sich entwickelnden Kampfe wurden nicht nur zahlreiche Angreifer, sondern auch zwei Europäer getötet. Baron von der Decken und Dr. Link ereilte in Bardera Anfang Oktober 1865 das

gleiche Schicksal. Nur fünf Europäer und sechs Neger retteten sich durch die Flucht nach Sansibar und übermittelten die Kunde von dem tragischen Ausgang des großangelegten Unternehmens in die Heimat.

Das Hauptergebnis der Djubaexpedition ist die Feststellung, daß es im Somalilande einen Fluß gibt, der mit Schiffen von angemessener Größe erwiesenermaßen 170 Seemeilen, die Krümmungen mit eingerechnet aber 400 Seemeilen weit befahren werden kann.

Es ist Baron von der Decken nicht beschieden gewesen, große gordische Knoten geographischer Rätsel zu durchhauen; seine Reisen bedeuten mehr einen Ausbau der Geographie; aber sie sind deshalb nicht minder ehrenvoll als die glänzenden und gefeierten Errungenschaften seiner Mitarbeiter auf demselben Gebiet.

Um die Erforschung der Gegend westlich und südlich des Kilimandscharo hat sich **Gustav Adolph Fischer** verdient gemacht. Er wagte 1882—1883 als erster Europäer die sehr gefährvolle Reise den Pangani entlang in das Massailand, brachte eine eingehende Schilderung des interessantesten, damals noch ungebeugten Volkes der Masai zu stande und nahm das Gebiet in seinen Hauptzügen kartographisch auf.

Zwar gehört auch die Forscherarbeit Junkers und Emin Paschas teilweise in diesen Zeitabschnitt, doch soll die Darstellung der Reisen dieser Männer später im Zusammenhang geboten werden.

c) Südafrika.

Die deutsche Forschung in Südafrika wird im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts vor allem durch den schlichten, württembergischen Lehrer Karl Mauch und durch den Seeman Eduard Mohr vertreten.

Die Wiege

Mauchs

stand in dem schwäbischen Orte Steffen, wo er 1837 das

Licht der Welt erblickte. Schon im 15. Lebensjahre erwachte in ihm die Begeisterung zur Forscherlaufbahn; nach Afrika zu kommen und dort sein Glück zu versuchen, darauf stand sein Sinn; was er lernte, was er sich aneignete, das war ihm nur Mittel zu diesem Zwecke. So verschaffte er sich mit eisernem Fleiße die Kenntniss der französischen, englischen und arabischen Sprache und erwarb sich medizinisches Wissen. Dann ging er nach London, um naturwissenschaftliche Studien zu treiben. Nunmehr glaubte er sich genügend vorbereitet, um seine erste Entdeckungstreife anzutreten zu können.

Ende Oktober 1865 verließ er Europa. Nach 75tägiger, günstig verlaufener, freier Fahrt, die er sich durch Arbeit auf dem Schiffe verdient, traf er auf der Reede von Natal ein. Die glühende Sehnsucht, den fremdländischen Boden zum erstenmal zu betreten, blieb vorerst ungestillt; denn die aufgeregte See verhinderte für mehrere Tage die Landung.

Die nächsten Monate galt es zunächst, sich dem Klima anzupassen, wobei Mauch allerdings in der beständigen Sorge lebte, auf welche Weise der Lebensunterhalt gewonnen werden würde. War doch der junge Reisende von allen Geldmitteln völlig entblößt. Doch auch diese schwere Zeit hatte ihr Gutes; er wurde mit Land und Leuten näher bekannt, erwarb sich schätzenswerte Kenntnisse zur Forschung im Innern und lernte sich an Entbehrungen leichter gewöhnen.

Ein großes Glück bedeutete es in dieser schwierigen Lebenslage für ihn, zu erfahren, daß nur eine kurze Strecke landeinwärts sich eine kleine deutsche Kolonie befinde. Dahin wandte er sich voll froher Hoffnung und wurde freundlich empfangen von dem Pastor der kleinen Ansiedlung, der ihm bereitwilligst Rat und Hilfe angedeihen ließ. Ein Empfehlungsbrief des menschenfreundlichen Mannes verschaffte ihm Aufnahme und Beschäftigung in Pietermaritzburg, der Hauptstadt der Kolonie Natal, und enthob ihn nach drei Wochen der Verzweiflung vorläufig aller Not.

Nahezu 2 $\frac{1}{2}$ Monate war er nun an diesen Ort gebannt. Während dieser Zeit wurde er mit einer Familie bekannt, deren Oberhaupt ein Deutscher war. Günstige Aussichten eröffnete ihm die Ankunft des Bruders dieses Deutschen, der ihm den wohlgemeinten Antrag machte, ihn auf seiner Rückfahrt nach der Transvaalrepublik zu begleiten, wo er schon seit Jahren sich häuslich niedergelassen hatte. In seinem eignen Hause sollte Mauch Wohnung nehmen, um dort ungestört und ohne leibliche Sorge die Erfüllung seiner Wünsche anstreben zu können. Wenige Tage darauf befand er sich bereits auf dem Wege nach dem weniger bekannten Innern. Sein neuer Gönner war Kaufmann und nach Pietermaritzburg gekommen, um neuen Vorrat von allerlei verkäuflichen Waren einzuhandeln. Der kleine Zug bestand aus drei Ochsenwagen. Nach zweimonatiger, teilweise beschwerlicher Fahrt über den Vaalfluß hinweg kam man in Rustenburg, dem Heimatdörfchen des Kaufmanns, an. Von der Familie freundlich begrüßt und gastlich bewirtet, dachte Mauch am ersten Abend in dem ihm angewiesenen Zimmerchen voller Dankbarkeit über die merkwürdige Fügung des Schicksals nach, die ihn seinem seit früher Jugend gehegten Wunsche so nahe gebracht hatte.

Die sieben Wochen, die Mauch in Rustenburg bei seinem Gastfreund verlebte, benutzte er vorerst dazu, die nächste Umgebung des Dörfchens kennen zu lernen. Darüber hinaus gewann er allmählich ein Gesamtbild der Gegend. Wertvoll war ihm besonders die Bekanntschaft mit den Eingeborenen, den Betschuanen. Indessen wurden seine philanthropischen Gefühle für die armen, geplagten Schwarzen sehr gedämpft durch den Anblick eines schon mächtigeren Häuptlings.

„Schon sein Außeres war abstoßend genug, um jede Regung von Freundschaft im Keime zu ersticken. Wie er so dasaß, seine hageren Arme mit den knöchernen Fingern über die zerkrahten und schmierigen Beine affenartig herabhängen lassend, bedeckt mit zerfetzter, teilweise ver-

brannter Decke voll Schmutz und Ungeziefer, einen an vielen Stellen durchlöcherter oder sonst schadhafte Filzhut auf dem Kopfe, der ihn durchaus beschattete und dadurch sein ohnehin schon häßliches Gesicht mit den rot unterlaufenen, entzündeten, eitrigen Augen, der mißgestalteten, breitflügeligen Nase und dem fast zahnlosen Mund dem Beobachter nahezu entzog, seine heisere Stimme, alles zusammen formte ein Bild des Abscheues, von dem man sich gern abwenden würde, wenn man seiner nicht bedürftig wäre; denn ohne diese Eingeborenen ist eine Ansiedlung weißer Menschen kaum denkbar" (Mauch).

Der Einladung eines Deutschen folgend, verlegte Mauch sodann seinen Wohnsitz in das Städtchen Potchefstroom, den Hauptort des Staates Transvaal, wenn auch nicht Sitz der Regierung. Hier wurde ihm durch den schwedischen Kaufmann Forßmann die freundlichste Unterstützung zuteil, die ihm ermöglichte, seine Wanderungen durch die Transvaalrepublik fortzusetzen und den Stoff zur Herausgabe seiner Karte zu sammeln. Diese sandte er im März 1866 zum Druck nach Kapstadt.

Schwer drückte freilich unsern Forscher bei allen seinen Unternehmungen der gänzliche Mangel an Instrumenten, ohne die der wissenschaftliche Reisezweck unmöglich erreicht werden konnte. Die völlige Entblößung von Geldmitteln ließ zunächst auch keine Hoffnung aufkommen, solche zu erwerben. Da fand er eine kräftige Stütze an Dr. Petermann in Gotha, der einen „Aufruf zu Beiträgen und öffentlichen Sammlungen für Karl Mauch, den deutschen Entdeckungsreisenden im Innern Südafrikas", erließ. Der Aufruf hatte guten Erfolg. Der Gesamtbetrag der eingegangenen Unterstützungen belief sich auf 2636 Taler. Aber wie lange mag Mauch die Zeit vorgekommen sein bis zum Dezember 1867, wo die erste Geldsendung aus Deutschland für ihn eintraf! Die ersten zwei seiner sieben Entdeckungsreisen mußte er noch ohne Unterstützung aus der Heimat durchführen. Durch eine zufällige Bekanntschaft wurden sie angeregt und ermöglicht.

Mauch hatte den weithin berühmten Elefantenjäger Hartley kennen gelernt. Dieser lud den jungen Forscher ein, ihn auf seinem nächsten Jagdzuge ins Matebeleland zu begleiten. Nach kurzer Bedenkzeit wurde die Einladung angenommen, und so trat Mauch am 22. Mai 1866 seine erste größere Entdeckungsreise an und zwar von Hartleys Farm aus, die in der Mitte zwischen Rustenburg und Pretoria lag. Zunächst ging man den Limpopo entlang, der etwa am Wendekreis wieder verlassen wurde. Dann schlug man nordöstliche Richtung ein und erreichte die Hochebene, die die Wasserscheide zwischen Limpopo und Sambesi bildet. Etwas äquatorwärts vom 20. Grad südlicher Breite wurde die Residenz des gefürchteten Herrschers der kriegerischen Matebele erreicht. Nördlich davon befand sich das Jagdgebiet. Mauch war es weniger um die Jagd zu tun, als um die Erforschung des noch unbekanntes Landes. Das Mißtrauen der Matebele bereitete ihm dabei einige Schwierigkeiten. Auf dem gleichen Wege, den man gekommen war, ging man zurück und langte nach achtmonatiger Abwesenheit im Januar 1867 wieder auf Hartleys Farm an.

Nur zwei Monate gönnte sich Mauch Ruhe und Erholung; denn schon am 15. März 1867 unternahm er seine zweite größere Reise, indem er wiederum dem Jäger Hartley in die Elefantengebiete folgte. Es gelang ihm diesmal, etwas weiter nach Nordwesten vorzudringen, wobei er zum ersten Male Gold fand, 40 deutsche Meilen von der portugiesischen Niederlassung Tete am Sambesi entfernt. Auf dem Rückweg entdeckte er zwei weitere Goldfelder. Der alte Hartley hatte wenig Gefallen an den Goldfunden, da er rasch erkannte, daß sie ihn um die Freundschaft der Matebele bringen könnten, und so half er Mauch in keiner Weise.

Die Kunde von der Entdeckung der Goldfelder war dem Zuge vorausgeeilt; daher wurde der Entdecker überall freudigst begrüßt und aufgenommen. Er begab sich nach Natal, um der englischen Regierungsbehörde selbst Bericht

zu erstatten. Diese kam ihm mit größtem Wohlwollen entgegen. Die Wahl, sich an die Spitze einer goldsuchenden Gesellschaft zu stellen und die gemachten Entdeckungen auszubehaupten, oder aber, Geldgewinn hintansetzend, in seinen Forschungen fortzufahren, wurde zugunsten der Wissenschaft entschieden, zumal auch Nachricht eingelaufen war, daß von der Heimat Geldmittel abgesandt seien.

Nach diesen zwei Reisen konnte Mauch ein Gebiet beschreiben und kartographisch darstellen, von dem man bisher kaum den Namen gekannt hatte.

Durch die ihm von der Heimat zugegangenen Geldmittel (3460 Mk.) wurde er in die freudigste Stimmung versetzt. Er benutzte das Geld hauptsächlich zum Ankauf von astronomischen Instrumenten und billigen Tauschwaren. Dann rüstete er sich zu einer dritten Reise, der ersten, die er selbständig zu unternehmen gedachte.

Am 10. März 1868 verließ er Pietermaritzburg, um die östlichen Teile der Transvaalrepublik zu erforschen und dann nordwärts nach dem Matebeleland zu gelangen. Es war meist ganz neuer Boden, den er betrat. Die Anstrengungen dieser Reise waren ungeheuer. Ohne Übertreibung darf sie ein dreimonatiger Kampf mit Hunger und Durst genannt werden. Die Trockenheit des Jahres war so groß, daß nahezu alles Wasser verdunstete. In diesen Tagen der Not deuchte Mauch ein Stück kaum verdaulichen Büffel-felles als Leckerbissen. Endlich erreichte er das Ufer des Limpopo, war aber damit noch nicht allen Gefahren entronnen. Bei den Matebele des Goldsuchens verdächtig, geriet er in Gefangenschaft, und wenn er auch bald wieder entlassen wurde, verweigerte ihm das mißtrauische Volk ein weiteres Vordringen durch das Matebeleland. So kehrte er denn Mitte Mai 1869 nach Potchefstroom zurück. Das Hauptergebnis dieser Reise war die Erforschung der Gegend des mittleren Limpopo.

Noch in das gleiche Jahr fällt die vierte größere Reise Mauchs. Bevor er sie antrat, zog es ihn aber nach den neuentdeckten Diamantfeldern im Tale des Vaalflus-

ses. Damals gehörten diese Felder noch zur Transvaalrepublik; später kamen sie bekanntlich an England. Mauch trieb zunächst das geographische Interesse dahin; freilich hoffte er dabei auch Diamanten zu finden. Aber ein mehrmaliger Besuch führte auch nicht zu dem geringsten Besitze von Diamanten. An eigenes Graben war der Kürze der Zeit wegen nicht zu denken, und das Erhandeln von den Eingeborenen scheiterte an den fabelhaft hohen Forderungen. Daher wandte er sich zurück nach Potchefstroom.

Von hier begann er Ende September seine neue Reise. Sie führte gegen Norden zur Wasserscheide zwischen Vaal und Limpopo, dann über die Magaliesberge nach Rustenburg und weiter nach Norden und Nordwesten. Es waren auf dieser Reise hauptsächlich geographische Messungen anzustellen; die Höhe der Berge, sowie Länge und Breite von verschiedenen Punkten wurden bestimmt. In den letzten Tagen des Jahres 1869 traf Mauch nach dreimonatiger Abwesenheit wieder in Potchefstroom ein.

Die fünfte Reise erfolgte 1870 im Auftrage der Transvaalregierung, die mit Portugal einen die Grenze ordnenden Vertrag abschließen wollte. Mauch sollte bei der Festsetzung der Grenze behilflich sein. Er führte seinen Auftrag aus, zog sich aber in den feuchtheißen Küstengegenden den ersten heftigen Fieberanfall zu.

Die wenig taugliche Arznei veranlaßte ihn, auf ein wirksameres Mittel zu sinnen. Er sah es in einer Flußfahrt auf dem Vaal. Diese seine sechste Reise begann er im Dezember 1870 auf einem gebrechlichen Boot. Er ließ sich von Potchefstroom aus immer flußabwärts treiben.

„Die letzten 25 Meilen der Fahrt waren die schwierigsten, weil sich hier Katarakte und Schnellen beständig folgen, und drei Meilen oberhalb Hebron ist der Glanzpunkt aller Schwierigkeiten, ein Katarakt von 20 Fuß Höhe bei 40 Fuß Länge der Strecke. Hier durfte ich mich nicht dem Boote anvertrauen“, schreibt der Reisende, „und deshalb band ich seinen Riemen fest um meine rechte Hand, damit es, während ich von Fels zu Fels sprang, ein Gleit-

ches tun möchte. Dabei verlor ich meinen festen Stand auf schlüpfriger Kippe, wurde unbarmherzig mitgenommen und erhielt Kontusionen an allen Ecken meines durch harte Arbeit bei schmaler Kost (Milch, Wasser und Brot) mager gewordenen Körpers; dazu kam noch, daß die Sonne auf meine bloßen Arme und Beine so stark brennend eingewirkt hatte, daß ich einige Tage später handgroße Fezzen meiner Haut abziehen konnte."

Nur noch wenige Striche der Transvaalrepublik waren unbekanntes Land für Mauch, und durch einige Kreuz- und Querzüge suchte er das noch Fehlende zu ergänzen. Dann fertigte er eine vollständige Karte der Republik an und schickte sie nach Europa zur Veröffentlichung in „Petersmanns Geographischen Mitteilungen."

Nachdem Mauch vom Fieber vollständig befreit war, nahm er mit neuem Eifer seinen alten Plan auf, die sagenumspunnenen Ruinen (von Ophir, wie er glaubte) nördlich vom Limpopo aufzusuchen. Das sollte seine siebente und letzte Reise sein. Sorgfältig ausgerüstet und begleitet von 9 Trägern, brach er am 30. Juli 1871 auf. Das erste Ziel der Reise war das Limpopotal, das zu einem guten Teil, aber nicht ohne mannigfache Gefahren selbst für das Leben des Forschers, durchwandert wurde. Bei den Makalaka, wo ein Weißer als „Gast" und Gefangener, später als Schwiegersohn des Häuptlings wohnte, blieb er nahezu neun Monate. Zu diesem langen Aufenthalt bewog ihn vor allem die gleich am ersten Abend empfangene Nachricht, daß in der Gegend früher „weiße Menschen" gewohnt haben müßten und daß noch viele Spuren und Reste von Schmelzöfen und anderen Dingen vorhanden wären; ferner erfuhr er mehrere Spuk- und Geistergeschichten, denen auf den Grund zu gehen ihn reizte. Auf einem Ausflug wies man ihm einen etwa 2 Stunden entfernten Hügel in östlicher Richtung und meinte, daselbst wären große Mauern, die von Weißen erbaut worden seien. „Bravo!" rief Mauch aus, „das ist es, was ich seit 1868 anstrebe. Welch ein Glück! Und wie unerwartet!" Am 5. September

besuchte er zum erstenmal die rätselhaften Ruinen von Simbabwe. Dieses liegt in dem Gebiet zwischen Limpopo und Sambesi, fast genau westlich von der portugiesischen Station Sofala und weist drei große Bauwerke auf: das eine festungsartig auf einem etwa 120 Meter hohen Granithügel, das zweite 900 Meter davon entfernt und durch ein versandetes Tälchen geschieden, das dritte wieder 900 Meter vom zweiten entfernt in der Ebene, ein kreisförmiger Bau von etwa 150 Metern Durchmesser. Alle drei Bauten sind von dicken Mauern, zum Teil von Türmen eingeschlossen, mit zugehauenen Granitsteinen ausgeführt. Irgend eine Inschrift, die hätte Aufschluß geben können, wem diese rätselhaften Gebäude zuzuschreiben sind, war nicht zu bemerken. So war Mauch zunächst nur auf die Eingeborenen angewiesen. Der Verkehr mit ihnen war freundlich. Am 11. September erhielt „der weiße Häuptling" die Erlaubnis, die Ruinen öfters zu besuchen; damit hatte er für die Regenzeit des Sommers (Oktober bis März) eine genügende Beschäftigung. So ließ er sich denn dort häuslich nieder und baute sich auf vorspringendem Granitblock eine Strohhütte. Schattige Bäume und beständige Luftströmung milderten die Hitze. Reis, Bohnen, Korn gediehen vortrefflich, und an Schafen, Ziegen, Rindern war kein Mangel. Von den Eingeborenen erfuhr Mauch, daß die Ruinen auf dem Berge bis vor etwa 30 oder 40 Jahren, wo der letzte Hohepriester ermordet wurde, Opferstätten gewesen seien; auch die Einzelheiten der Opferfeste konnte er in Erfahrungen bringen. Ihre Ähnlichkeit mit den von dem israelitischen Kult vorgeschriebenen Opfern war ihm unverkennbar. Darauf gestützt, glaubte er annehmen zu dürfen, daß die Ruine auf dem Berge eine Nachbildung des salomonischen Tempels, die Ruine in der Ebene aber eine Nachbildung des Palastes sei, worin die Königin von Saba (im Südwesten Arabiens) während ihres Besuches bei Salomo wohnte. Er vermutete weiter, daß die gewöhnlich ins Reich der Sage versetzte Königin von Saba sich während ihres mehrjährigen Aufenthaltes in Jerusalem zum Judentum bekehrt habe und

in dem Bewußtsein, daß sie alles Material und alle Schätze, wie sie zu den Bauten Salomos verwendet worden waren, in ihrem eigenen Lande (wozu auch Sofala gehörte) besitze, den Entschluß faßte, mit Hilfe phönizischer Bauleute ähnliche Gebäude aufführen zu lassen. Das alte Ophir deckte sich also nach Mauch mit dem heutigen Sofala. Diese Ansicht wurde, als sie der Forscher der wissenschaftlichen Welt Europas unterbreitete, fast allgemein verworfen; heute wird sie, dank den neueren Forschungen, wieder mehr und mehr geteilt.

Die Entdeckung der Ruinen von Simbabwe bezeichnet Mauch als das schönste Ergebnis aller seiner Reisen, auf das allein er stolz sein zu dürfen glaubte.

Im April 1872 brach er von Simbabwe wieder auf. Er zog nordostwärts und entdeckte im großen Bogen des Sambesi die von ihm Kaiser-Wilhelm-Feld genannten Goldgebiete. Da stellte sich im Juni wieder ein schlimmer Gast ein, das Fieber, und unser Reisender mußte seine ganze Willenskraft einsetzen, um nur den Sambesi zu erreichen. Da er ernstlich für seine Gesundheit fürchtete, entschloß er sich zur Heimkehr. An der Küste bestieg er ein kleines französisches Segelschiff, das ihn über St. Helena nach Marseille brachte, wo er im Dezember 1872 eintraf.

Mauch hat mit unglaublich geringen Mitteln Transvaal und die nördlich angrenzenden Gebiete durchwandert, von jener Republik eine genaue Karte entworfen, von dem Vorhandensein des edlen Metalles in Transvaal und an den anderen Punkten Südafrikas zuverlässige Kunde gebracht und die Ruinen von Simbabwe entdeckt.

Andere Reisen werden von langer Hand und mit großen Mitteln vorbereitet; zu dem eigentlichen Haupt der Unternehmung gesellen sich Arzt, Naturwissenschaftler, Photograph und Maler, dahinterher ein ganzes Heer von Dienern und Trabanten. Mauch zieht allein aus, trägt sein Gepäck selbst, es folgen ihm nur wenige Eingeborene; er macht selbst die astronomischen Beobachtungen, untersucht Pflanzen und Gesteine, ist sein eigener Arzt und Koch und

schießt sich selbst das Wild, da er über dem Feuer bereitet" (Lenze).

Die Forschungsreisen des württembergischen Lehrers haben für ganz Südafrika eine völlig neue Zeit herbeigeführt. Ein hoher wirtschaftlicher Aufschwung (durch Ausbeutung der Goldfelder) und eingehende geographische Untersuchungen zahlreicher deutscher und englischer Forscher waren die natürlichen Folgen der Entdeckungen Karl Mauchs.

Das engere Vaterland, dem er mit ganzem Herzen ergeben war, fand für den müden Afrikareisenden keine passende Stellung. Seine Bemühungen, bei der königlichen Naturaliensammlung unterzukommen, waren erfolglos. Man wies ihn ab, weil er kein Examen und keinen Doktorgrad aufzuweisen hatte. So nahm er eine Privatstellung in einer Zementfabrik an und lebte sich rasch ein.

An äußeren Ehren und Anerkennungen hat es ihm nicht gefehlt. König Karl von Württemberg empfing ihn in Audienz und ließ sich an der Hand der von Mauch gezeichneten Karte von ihm Vortrag halten, infolgedessen „dem Afrikareisenden Mauch zur Förderung seiner Studien und Arbeiten neben einem Betrag von 500 Gulden aus Staatsmitteln ein solcher von 300 Gulden aus königlichen Privatmitteln" verwilligt wurde. Die Geographische Gesellschaft in London sah sich veranlaßt, ihm einen Ehrenpreis von 500 Mk. für seine Forschungen in Südafrika zuzuerkennen. Vielfach wurde das Verlangen ausgesprochen, Karl Mauch über seine Reiseerlebnisse selbst zu hören.

Da riß ihn ein jäher Unglücksfall (Sturz aus dem Fenster) nur wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus Afrika aus dem Leben. Am 4. April 1875 verschied er, noch nicht ganz 38 Jahre alt.

Der deutsche Seemann

Eduard Mohr

durchstreifte 1866 Natal und das dahinterliegende Zululand; seine Berühmtheit als Entdecker aber erlangte er durch seine Reise nach den Viktoriafällen des Sambesi, die

er in den Jahren 1869 und 1870 in Begleitung des sächsischen Berg- und Hütteningenieurs Adolf Hübner aus Freiberg unternahm. Die Reise ging von dem Hafen Durban aus. Die schwierigste Aufgabe bei der Ausrüstung war die Anschaffung der Ochsengespanne, die 1400 Taler verschlang.

Der schwerfällige, aber unentbehrliche Ochsenwagen ist eine unbeholfene, langsam sich fortbewegende Maschine unverwüßlicher Konstruktion. Er bildet das immerhin trockene und geschützte Bett des Wanderers; allerdings schwankt er wie ein Schiff beständig hin und her. Längs der beiden Seiten im Innern des Wagens sind zahlreiche Taschen aus Leder oder Segeltuch angebracht; sie erweisen sich als äußerst praktisch, denn sie fassen unzählige Gegenstände, die jeden Augenblick auf der Wanderung gebraucht werden. Vorn befindet sich ein kastenartiger Sitz; hier thront im ganzen Stolze seines wichtigen Amtes, die lange Peitsche in der Hand, der Kutscher oder Treiber, ein Bastard-Hottentotte. Hinten am Wagen ruht in einer Holzwanne ein Fäßchen, das der Reisende nur dann mit Wasser füllen läßt, wenn der Zustand des vor ihm liegenden Landes dies notwendig macht" (Mohr).

Sobald alles zum Kampf mit der Wildnis bereit war, ertönte der gellende Ruf der Treiber, die Tiere zogen an, Peitschen knallten, Hunde bellten, der Staub wirbelte auf, die Reisenden bestiegen die Rosse, und noch einmal: „Leb wohl, Durban! es wird lange dauern, ehe wir dich und das schöne, blaue Meer wiedersehen.“

Mit dem Überschreiten der Drakensberge vollzog sich der erste und leichteste Schritt der Reise nach dem Innern hin. Überall fanden sich bis zum Paßausgang Farmen links und rechts am Wege, die den Bedarf der Feldküche lieferten; und falls man keine Lust hatte, im Wagen zu übernachten, boten kleine Wirtshäuschen bequemes Nachtlager. Aber dann fing es an, schwieriger zu werden. Die Wohnungen der Menschen lagen oft Tagemärsche auseinander. Die Karawane war mehr auf sich selbst und ihre eignen Hilfsmittel angewiesen. Nach nahezu sieben Wochen

gingen die Gespanne durch den Vaalfluß. Mit donnerndem Lärm polterten sie über die runden, abgeschliffenen Felsstücke, die in seinem Bette lagen. Jedes andere Fuhrwerk würde unfehlbar durch die furchtbaren Stöße in Stücke zermalmt worden sein. Dank den Anstrengungen der keuchenden Tiere erreichte endlich die schwere Wagenmaschine das andere Ufer.

Dort bemerkten die beiden Reisegefährten am südwestlichen Horizont anscheinend mächtige Rauchsäulen, die immer mehr emporstiegen und näherkamen. Mohr glaubte, das Feld wäre in Brand gesteckt worden, und lenkte die Aufmerksamkeit der schwarzen Begleiter darauf. Diese erkannten sogleich an dem gelblichen Schein, daß es kein Feuer, sondern die geflügelte Pest Afrikas, ein alle Vegetation vernichtender Heuschreckenschwarm sei. Es dauerte nicht lange, so fielen einzelne, dann Dutzende, bald Tausende und Abertausende von Heuschrecken vom Himmel herunter; sie kamen in so gewaltigen Scharen, daß die Luft sich verdunkelte. Mengen von Heuschreckenvögeln machten unausgesetzte Angriffe auf dieses flatternde Insektenheer, aber die Zahl der Tiere war Legion. Weit und breit war alles Land mit Heuschrecken angefüllt. Ihren Vorwärtzmarsch hemmt nichts, kommen sie an einen Fluß, so stürzen sie sich ohne weiteres hinein, nach und nach bildet sich aus ihren Leibern eine schwimmende Schicht, über die die nachfolgenden Scharen unaufhaltsam weiterhüpfen. Der kleine Garten einer Farm war binnen wenigen Minuten kahl gefressen. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß die Heuschrecken da, wo sie einfallen, sofort Eier legen, so daß bei Beginn der nächsten Regenzeit unzählige Scharen junger Tiere aus dem Boden kriechen und, flügellos weiterhüpfend, alles Pflanzenleben abermals zerstören.

Ochsen, Pferde, Schafe, Ziegen fraßen die Heuschrecken mit Eier, und alle eingeborenen Stämme Südostafrikas halten sie für eine Delikatesse, die sie in Haufen sammeln und geröstet und gedörrt verzehren.

In nördlicher, dann nordöstlicher Richtung weiterzie-

hend, erreichte die Karawane das linke Ufer des herrlichen, klaren Limpopo oder Krokodilflusses.

Es ist Mittag. Im kühlen Strome löschen die Ochsen in Gruppen ihren Durst. Unser kleiner Tisch, mit einer kleinen Decke belegt, steht am Fuße eines mächtigen Baumes, Hübner, der die Vogelflinte genommen hatte, bringt einige Rebhühner als Beute heim, wir speisen. Kaffern, Pferde, Hunde, Ziegen und Schafe lagern friedlich um uns herum — ein echt afrikanisches Wanderbild" (Mohr).

Der Weitermarsch ging durch endloses Dornbuschmeer, trockene Steppe, ja Wüste. An Volksstämmen kamen den Reisenden von Süden nach Norden zu Gesicht die Betschuanen, die Buschmänner und die Matebele. Leider verzögerte die einsetzende Regenzeit die Erreichung des Endzieles um Monate, die durch einförmiges Lagerleben ausgefüllt wurden.

Endlich aber brach der Tag an, an dem Mohr den Marsch nach dem Sambesi aufnehmen konnte. Die Landschaft wurde hügelig und steinig und ging in ein äußerst wildes, meist unangenehm dicht mit Wald bestandenes Bergland über, das bis zum großen Strom anhielt. Schließlich fand sich ein alter ausgetretener Fußweg, der sich nach Norden zu rasch senkte; Mohr folgte ihm, und um 9 Uhr 12 Minuten am Sonntag den 12. Juni 1870 stand er am Ufer des Sambesi bei dem Orte Wankie.

Dieser prachtvolle Strom ist hier $\frac{1}{4}$ deutsche Meile breit; hie und da tauchen liebliche, mit immergrünem Wald bedeckte Inseln auf; die Ufer sind hügelig und bebuscht. Nach Norden zu genießt man eine weite Aussicht tief ins Land hinein, die ganz im Hintergrunde durch mächtige Bergketten abgeschlossen wird. Die Wasser des Stromes fließen schnell, mit lautem Geräusch; sie sind von Farbe grünlichblau, klar und durchsichtig, fischreich, und jeden Augenblick fast hat man das Schauspiel, ein riesiges Krokodil oder ein ungeheures Flußpferd auftauchen und wieder verschwinden zu sehen" (Mohr).

Der Vorsteher des Dorfes schickte ein Boot, damit Mohr ihm eine Staatsvisite machen könne. Das Ergeb-

nis der Verhandlung, die etwa eine Stunde dauerte, war günstig. Unser Forscher erhielt gegen Zahlung von weißen Glasperlen fünf Mann als Führer zu den Viktoriasfällen, sowie 300 Pfund Mehl und fünf Ziegen.

Einige Tage darauf brach er mit seinen Leuten zu den Fällen auf. Der Marsch dahin nahm $5\frac{1}{2}$ Tage in Anspruch und brachte weder Abenteuer noch große Abwechslung. Um so stärker war der Eindruck des den Reisenden erwartenden Naturschauspiels.

In der Breite von $\frac{1}{4}$ einer deutschen Meile kommt der majestätische Strom von Nordnordwest und stürzt seine Fluten 400 Fuß tief hinunter in eine quer durch sein Bett ziehende Felsenschlucht. Oberhalb des Sturzes tauchen aus den Fluten viele Inseln auf, alle mit der reichsten, tropischen Vegetation geschmückt. Nahe dem Fall eilt das Wasser mit fliegender Schnelligkeit dahin; die langgezogenen Schaumbänder, die man überall sieht, verleihen dem Element das Aussehen, als ob es koche. Der Sturz stellt eine einzige 8—10 Fuß lange, ununterbrochene, grünlichblaue, glänzende Riesenwelle dar, die weiter stürzend sich in immer feinere, weißere, balligere Schleier oder Wolkengebilde auflöst. Hat man eine Zeitlang in das unten tobende, spritzende, schäumende, wallende Chaos hineingeschaut, umrauscht von dem fürchterlichen Lärm des rasend gewordenen Elements, ist man erschüttert durch das aus der Tiefe herauf dröhnende, Mark und Bein durchdringende Geheul, so wundert man sich, daß selbst die Felsen, diese harten Rippen der Erde, einer solchen Macht gegenüber Widerstand leisten können" (Mohr).

Mohr kehrte in der Hauptsache auf denselben Pfaden, auf denen er nach den Viktoriasfällen gelangt war, zur Küste zurück. Das Weihnachtsfest 1870 sah ihn noch in Durban. Im Frühjahr traf er wieder in der Heimat ein.

Die nicht unbedeutenden Kosten der Reise und der Ausrüstung für 26 Monate beliefen sich auf etwa 10 000 Taler.

Eduard Mohrs Hauptbedeutung liegt nicht in der Entdeckung völlig neuer Gebiete, aber durch astronomische La-

gebestimmungen hat er sich große Verdienste um die Wissenschaft erworben. Erst jetzt erhielt die Geographie der von ihm bereisten Gebiete die ihnen damals noch gänzlich fehlende sichere Grundlage.

d) Das Kongogebiet.

Die Lösung des Kongoproblems knüpft sich besonders an die Namen des Schotten Livingstone und des Engländers Stanley, von denen ersterer die beiden Hauptquellflüsse des Kongo, den Luapula und den Qualaba, entdeckte, letzterer den Strom in einem Zuge von Nyangwe bis zur Mündung besuhr.

Deutsche Reisende treffen wir im Kongogebiet vornehmlich im nördlichen Teil der Küste Angolas und dem dahinterliegenden Binnenland. Im Jahre 1874 berief die Deutsche Afrikanische Gesellschaft

Dr. Paul Pogge

zur Teilnahme an der Cassange-Expedition. Er fuhr den Quanzafluß hinauf und erreichte über Malansche den durch ihn zuerst bekannt gewordenen Quimbundo, einen Nebenfluß des Kassai.

1880 stellte ihn die Gesellschaft an die Spitze einer Expedition, der auch

Hermann Wissmann

angehörte. Sie sollte das südlich vom Äquator liegende, unbekanntere Innere Afrikas, das südliche Kongobecken, erforschen.

Die beiden Reisenden fuhren von Hamburg über Lissabon und die Kapverdischen Inseln nach dem Golf von Guinea und landeten auf afrikanischem Boden in Loanda, dem Haupthafen der portugiesischen Kolonie Angola. Dann schifften sie sich nach der Mündung des Quanza ein, den sie eine beträchtliche Strecke landeinwärts verfolgten. Auf dem am meisten begangenen Handelsweg Angolas setzten sie ihren Zug nach dem Innern fort und zwar in der hier als Verkehrsmittel üblichen Hängematte, die von

gemieteten Eingeborenen getragen wurde. Die Gegend stellte sich in der Hauptsache als gleichförmige, mehr oder weniger bewaldete Savanne dar. Von Malansche ab benutzten sie in den heißesten Stunden des Tages Reitstiere, während sie morgens und abends zu Fuß gingen. Es ist ein unschätzbare Vorteil des Reisenden in Westafrika, im Stier ein so vorzügliches, in der Wildnis durch nichts anderes ersetzbares Reittier zur Verfügung zu haben. Es geht alle Gangarten, Schritt, Trab, Galopp; durch seine große Ruhe ist es geeignet, schwere Sümpfe zu durchwaten; infolge der Sicherheit des Doppelhufs vermag es steile Böschungen zu erklimmen und hinabzusteigen. Fallgruben scheint der Stier zu wittern, und ist an Stellen, die er nicht übersehen kann, sehr vorsichtig. Sein Ortsinn ist großartig. Auf einem Ausflug mit dem Stiere kann man sich nicht verirren, da das Tier auf dem Rückweg genau seiner Spur folgt.

Täglich spielten sich im Lager nicht enden wollende, mit Einschüchterungsversuchen und Drohungen verbundene Befehle von Dorfhäuptlingen ab, denen Pogge mit unerschütterlicher Ruhe und Geduld begegnete.

Mit Erreichung des K u a n g o (Quango), eines Nebenflusses des Kassai, war die Karawane in das Stromgebiet des Kongo eingetreten. Weiter ging es nach Osten auf Quimbundo am gleichnamigen Flusse zu, einem der wichtigsten Punkte für den Handel im Innern Westafrikas. Hier treffen sich von allen vier Himmelsgegenden die bedeutendsten Handelswege dieses Teiles des Kontinents.

Nachdem das Trägerpersonal der Karawane durch Quimbundoleute ergänzt worden war, wurde der Marsch in nordöstlicher Richtung fortgesetzt. Urwald, Wiese und dürre Savanne wechselten miteinander ab. In der Regenzeit wuchs schon nach den ersten Niederschlägen aus der Asche der ausgebrannten Savanne frisches Gras empor, was schnell den ganzen Ton der Szenerie änderte. Die Gegend war bevölkert und jedes Dorf so reich an Hühnern und Tauben, daß die Träger schwelgten. So gelangte

man an den Kassai. Ein Drittel des Erdteils in der Breite war durchwandert; Westafrika, das Land der einförmigen, mit Krüppelbäumen bestandenen Savanne, die nur hier und da von einem Galeriewald unterbrochen ist, lag hinter den Reisenden. Mit dem Überschreiten des Stromes traten sie in das zentrale Gebiet des schwarzen Kontinents und kamen in Berührung mit dem Balubavolk, das die ganze Gegend zwischen dem Kassai und dem Tanganjikasee bewohnt.

Einer der größten Häuptlinge dieses Volkes, Tschingenge, war gerade in Handelsgeschäften am Kassai und geleitete mit seinen 100 Leuten Wissmann — Pogge war nach dem Dorfe eines anderen Häuptlings gegangen — in seine Residenz Lubuku am L u l u a f l u ß. Der Einzug in die Stadt gestaltete sich zu einem großen Volksfest. Eine unabsehbare Menschenmenge empfing die Karawane mit nicht enden wollendem Jubel. Bald kamen die Großen des Häuptlings, seine Verwandten und Unterhäuptlinge herbei und wälzten sich im Staube. Nun folgten den ganzen Tag Tänze, Hanfrauchen, Hirsebiertgelage, Gewehrfeuer und Schmauserei. Einen ähnlichen Empfang hatte Pogge bei dem Häuptling Mukenge gefunden. Dieser verpflichtete sich gegen lächerlich geringen Lohn, die beiden Reisenden weiter nach Osten, zum Lualaba, dem einen der beiden Quellflüsse des Kongo, zu begleiten.

Durch die Untauglichkeit der Küstenträger wurde der Weitermarsch außerordentlich erschwert.

„In welch' prächtiger Gesellschaft“, schreibt Wissmann, „befinden wir uns hier inmitten von Millionen mißtrauischer Eingeborener, Hunderte von Meilen von jeder Anlehnung an die Zivilisation, angewiesen auf uns selbst! Unsere Träger sind eine Rotte lärmender, zankender, unzuverlässiger, feiger und elend denkender Neger. Täglich Schwierigkeiten mit dem Gesindel, das, nur auf den eigenen Vorteil bedacht, ohne irgendwelche höhere Regung, keine Mittel scheut, um seinen Herrn zu übervorteilen, sei es durch Diebstahl, Bettelerei, falsche Forderungen oder Erpressung. Jedes freundliche Wort, das man ihnen gönnt,

wird benützt, um eine Bettelerei anzubringen, jedes Lächeln als ein geeignetes Zeichen angesehen, etwas zu erlangen zu suchen. Jede Schwierigkeit veranlaßt zu Mehrforderungen. Nie sind sie zufrieden mit dem Zugeteilten, jeder anstrengende Marsch erzeugt Murren, jede besondere Arbeit unendliches Sträuben, Reden und Zeitverlieren. Dazu Trunk- und Streitsucht und eine außerordentliche Feigheit den Eingeborenen gegenüber, sobald sich diese nicht wie Lämmer behandeln lassen. Strenge ruft Flucht, Nachsicht Frechheit und Meuterei hervor. So ist es ein ewiges Reden, Verhandeln, Mühen und Sorgen von früh bis spät, denn der Erfolg ist durch diese Helden bedingt. Hauptsächlich wegen dieser Umstände sind bisher von der Westküste nie die gehofften Erfolge erzielt worden und nie die Erwartungen der Reisenden in Erfüllung gegangen.“

Nächstes Ziel der Reisenden war der Sankuru oder Lubilash, nächst dem Lualaba der bedeutendste Fluß des zentralen Afrika. Ein breiter Gürtel fast undurchdringlichen Urwaldes schließt seine Ufer ein. Nachdem dieser in fürchterlichem Zickzack, zur Hälfte kriechend, durchgemessen war, bot sich dem suchenden Blick plötzlich das Bild des schönen, breiten Stromes, den nie ein Weißer gesehen hatte. Die freundlichen Uferbewohner setzten bereitwillig die Karawane über.

Auf dem Wege zum Lomani, einem Nebenfluß des Kongo, traf man auf die Kalebue, sehr berüchtigte Kannibalen. Ihnen waren auch an Krankheiten gestorbene Menschen Leckerbissen. Bei ihnen herrschte die Sitte, Verwandte nach deren Tode dem benachbarten Dorfe zum Schmause zu übergeben in der Erwartung, daß von dort beim nächsten Todesfall die Schuld zurückgezahlt werde.

Ohne Unfall wurde der Übergang über den Lomani vollzogen und dann eine Hochebene betreten, die Wasserscheide zwischen dem Lomani und dem Lualaba. Sie ist so flach, daß man schwer sagen kann, nach welcher Seite die weiten Überschwemmungen und Lachen ablaufen. In die-

sem Gebiet hatte die Karawane viel unter der Leoparden- und Moskitoplage zu leiden.

Um Mitternacht wurden wir durch einen plötzlichen Lärm aufgeweckt. Ein Leopard hatte ein in der offenen Tür schlafendes Weib eines Trägers bei der Hand gepackt und fortgezerrt. Das Geschrei des Weibes ermunterte die Träger, die herbeisprangen und die Bestie zwingen zu flüchten und ihre Beute mit zerfleischer Hand zurückzulassen. Am nächsten Morgen kam ein Eingeborener zu mir, dem von Leoparden die linke Wange aufgerissen war. Vor einigen Tagen war ein Weib von einem Lakenhieb halb skalpiert, ein anderes am Tage beim Wasserholen zerrissen worden. Später holte man mich zu einem Träger, der im wahrsten Sinne des Wortes zerfleischt worden war. Der Mann hatte bei Dunkelheit seine Hütte verlassen, um von einer in der Nähe stehenden Palme ein Gefäß mit Wein zu stehlen, als er ein Geräusch hinter sich vernahm, sich umdrehte und einen Leoparden wahrte, der ihn in demselben Augenblicke ansprang und niederwarf. Verzweifelt hatte sich der äußerst kräftige Mensch gewehrt, ohne einen Hilferuf auszustößen, und das auf fünf Meter im Umkreis niedergelegte Gras gab Zeugnis, daß das Ringen lange gedauert haben mußte, bis endlich einige Träger, von dem Achzen des Mannes und dem wütenden Gestöhn der Bestie angelockt, herbeikamen und mit einigen Schüssen letztere vertrieben. Drei Prankenhiebe hatten die Krallen in Rücken und Brust eindringen lassen, so daß hellrotes Lungenblut bei der geringsten Bewegung austrat. Noch einige Tage widerstand die kräftige Natur des Mannes den Folgen der Zerfleischung, dann unterlag er" (Wissmann).

Endlich, hieß es, sollte die Karawane das Ziel ihrer Reise, den Lu al a ba (Oberlauf des Kongo) erreichen, und in lebhaftem Tempo ging es vorwärts. Die Stimmung hob sich gewaltig, als der mächtige Strom im weiten flachen Tal und an seinem Ufer die große Stadt Nyangwe sichtbar wurden.

Nyangwe liegt fast genau im Mittelpunkt des Kontinents von West nach Ost und ist die westlichste größere Niederlassung der Araber. Der arabische Scheich, Abed-bin-Salim, wies den beiden Reisegefährten ein großes Lehmhaus mit breiter offener Veranda und ihren Leuten über 20 kleine Häuser an. Bald darauf erschienen große Körbe mit Reis und ein Schlachtochse. Von allen Seiten kamen Geschenke, so daß das Haus der Forscher einem Lebensmittelladen glich.

In Nyangwe trennten sich die beiden Freunde. Ein Jahr lang hatten sie zusammen an demselben Werke gearbeitet, Sorgen und Entbehrungen zusammen getragen, Gefahren und Krankheiten gemeinsam überstanden und durchgekämpft. Die Fragen: "Werden wir uns wiedersehen?" und "Wer von uns wird die Heimat begrüßen?" bewegten beide beim Abschied tief. Pogge zog mit dem Häuptling Mukenge von Lubuku nach Westen zurück, erforschte dabei den Lulua bis zu seiner Vereinigung mit dem Kassai, starb aber 1884 in Loanda an Lungenentzündung. Mit ihm ging ein Mann dahin, der dank seiner Willenskraft, seines Verständnisses für den Negercharakter, seiner Hingabe für die ihm gewordenen Aufgaben und seiner außerordentlichen Bescheidenheit einer der sympathischsten Gestalten unter den Afrikareisenden genannt zu werden verdient.

Wissmann trat mit neu angeworbenen Trägern und Begleitern, 17 Männern, 5 Weibern und 2 kleinen Dienern, den Marsch nach dem Tanganjikasee an. Die Landschaft bot nichts wesentlich Neues. Unbevölkerte Wildnis hatte zuweilen Lebensmittelmangel zur Folge. Gebleichte Schädel und Menschenknochen bezeichneten mitunter den Weg, auf dem Sklavenkarawanen zum Tanganjika getrieben worden waren, wobei mancher, von Hunger erschöpft, hatte sein Leben lassen müssen. Nach mehrwöchiger Wanderung konnte Wissmann vom Gipfel einer Kuppe eine prächtige Fernsicht genießen: der große See lag vor ihm, seine blaue Fläche verschmolz am Horizont mit dem Himmelsgewölbe.

Nur wenige Tage gönnte sich der Forscher Ruhe; dann ging er an die Untersuchung des Lukugas, des erst jungen westlichen Abflusses des Tanganjikas, und setzte darauf seine Reise nach Osten fort. Nach einer interessanten Fahrt über den Tanganjika wurde Udschidschi am Ostufer erreicht, der bedeutendste Stützpunkt der Araber am See, einer der größten Sklavenmärkte des Kontinents. Fünf bis sechs reiche Araber bildeten die erste Klasse der Einwohnerschaft dieser Stadt, freie Eingeborene, meist Seeleute, die zweite und die Sklaven der Araber die dritte und zahlreichste.

Weiter ging es ostwärts über ebene, unabsehbar weite, wasserlose Grasavannen, Tabora entgegen. Hier schloß er mit dem mächtigen Araber Tibbu-Tibb einen Vertrag ab, der ihm erlaubte, in dessen Karawane nach der Ostküste zu reisen. Nun machte sich mehr und mehr die Nähe des Meeres, die häufigere Niederschläge bedingt, erkenntlich: die öden Waldsavannen hörten auf, die Natur zeigte saftiges Grün und lebhaften Wechsel; üppiger Baumwuchs bekleidete die Ufer der Gewässer.

Am 14. November 1882 trat die Karawane aus einem frischen Walde, und — „Das Meer, das Meer!“ schallte es von den Lippen der Leute. Wissmann blickte auf. Da lag es vor ihm, das weite Meer, der Indische Ozean, das heißersehnte Ziel zweijähriger Mühen und Sorgen, rastlosen Strebens. Überwältigt hielt er einen Augenblick inne, und vor tiefer Rührung wurden ihm die Augen feucht. Ernst und still umstanden ihn seine Leute, als ob sie ihn verstanden. Er mußte ihnen die Hände schütteln, den schwarzen Kindern, die ihm trotz aller ihrer Fehler doch ans Herz gewachsen waren.

Die erste deutsche Durchquerung Afrikas und die erste überhaupt von West nach Ost war glücklich vollendet worden. Eine weitere Ruhmestat Wissmanns war die Entdeckung des bisher nur durch Erkundigung bekannten Flusses Lubilash oder Sankuru.

Nach seiner Rückkehr wurde er vom König der Belgier 1883 zu einer Erforschung des südlichen Kongobeckens

gewonnen. Begleitet von dem Stabsarzt Ludwig Wolf und dem Leutnant Kurt von François und ausgerüstet vom belgischen König, zog er von Loanda über Malansche zum Kassai. Er überschritt diesen Fluß, erreichte den Lulua, gründete hier die Station Luluaburg und fuhr dann talabwärts zum Kassai und weiter zum Kongo bis Leopoldville. Von größter geographischer Bedeutung war auf dieser Reise die völlige Klarstellung des bis dahin unbekanntem Unterlaufs des Kassai und die Erforschung aller der Flüsse, die sich zum Kassai vereinigen.

In den Jahren 1886 und 1887 ließ Wissmann seiner ersten Durchquerung Afrikas eine zweite folgen. Von der Westküste aus begab er sich auf den alten Pfaden ins Innere des Erdteils zum Tanganjikasee und erkämpfte sich über den Nyassasee und seinen Abfluß, den Schire, den Weg zur Sambesimündung.

In keinem anderen Zeitabschnitt stellt die Gesamtheit der Entdeckungs- und Forschungsreisen ein so monumentales Werk dar, wie in der um die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnenden Periode der Erforschung Innerafrikas. Bis dahin kaum genannte Länder (z. B. Borku), berückichtigte Forschungsgebiete (Tibesti, Wadaï, das Kongobecken), die bisher ihre Zugänge so hartnäckig versperrt hatten, mußten ihre Grenzen öffnen; die Mehrzahl der großen geographischen Fragen, die großen hydrographischen Probleme, darunter die beiden schwierigsten, nämlich das Kongo- und das Nilquellenproblem, wurden gelöst, so daß am Ende des Zeitabschnittes das Kartenbild des dunklen Erdteils in seinen Hauptzügen feststand. Deutsche Forscher hatten an diesem Werke einen höchst bedeutenden Anteil (Ublig).

III. Von der Erwerbung deutscher Kolonien in Afrika (1884) bis auf die Gegenwart.

a) Nordost—Afrika.

Die Zahl der deutschen Afrikaforscher der letzten 45 Jahre ist so groß, daß eine Beschränkung noch mehr als bisher geboten erscheint. Am Eingang dieser jüngsten Periode der Afrikaforschung stehen Wilhelm Junker und Eduard Schnitzer (Emin Pascha). Mit ihren ersten Reisen gehören sie noch dem vorigen Zeitabschnitt an.

Wilhelm Junker

ist Deutschrusse wie Schweinfurth. In Kairo machte ihn Ende des Jahres 1876 Theodor von Heuglin darauf aufmerksam, daß die Erforschung des südlich von der Hafencity Suakin ins Rote Meer mündenden Chor Baraka eine bisher ungelöste Aufgabe sei. Auf ihre Lösung habe die Pariser Geographische Gesellschaft einen Preis gesetzt. Ungesäumt ging Junker ans Werk.

Er fuhr über Suez und Dschidda nach Suakin. Hier brachte er eine kleine Beduinenkarawane zu stande, und fort ging es in der Richtung Südsüdost, zur Linken das Meer, zur Rechten das Gebirge. Am dritten Tage erreichte er die Mündung des Baraka. Dieser Fluß, der sein Quellgebiet an den nordwestlichen Abhängen des Habesch (Abessinien) hat, führt nicht ständig Wasser, sondern es bedarf heftiger Gewitterregen, um sein an vielen Orten ansehnlich breites Bett zu füllen. Den Lauf des Flusses verfolgend, kam die Karawane tiefer in das abessinische Bergland hinein. Nach allen Seiten hin erhoben sich die schroffen Gipfel der Berge. Hier bahnte sich der Elefant im Dickicht seine Pfade, der Löwe gab seine Anwesenheit

durch erschreckendes Gebrüll in der Nacht kund, aus Dutzenden feiger Schakalkehlen erscholl ein ruhestörendes Konzert, und die listige, behende, aber vorsichtige Hyäne umschlich geräuschlos das Lager. Achtzehn Tage lang führten die Reisenden an den Uferändern ein fröhliches freies Nomadenleben. Dann kehrten sie dem Baraka den Rücken und wandten sich westwärts, Kassala entgegen.

Ein buntes Völkergemisch trafen sie in dieser Stadt an. Die großen Karawanen, die Gummi, Elfenbein und Getreide vom Blauen Nil oder von dem Atbara zur Küste bringen oder Baumwollstoffe, europäische Kleinwaren und Spirituosen einführen, lagerten vor dem östlichen Tore. Wie lebendig, wie malerisch schön und völkerekundlich interessant war es für Junker, der noch nicht afrikamüde war, beobachtend von Gruppe zu Gruppe zu gehen!

Nach neuntägigem Aufenthalt in Kassala setzte er die Reise in westlicher Richtung nach Chartum fort. Unübersehbare Savanne bedeckte die Gegend bis zum Atbara und weiterhin bis zum Blauen Nil. Die Erde lag streckenweise nackt da; die Grasdecke, von der Sonne gedörrt, war von den Winden zerbröckelt und in alle Himmelsgegenden hinweggeweht worden; niedrige Buschstreifen (der sogenannte Mimosenwald) boten eine wenig anregende Unterbrechung. Dann und wann nahmen Sklaventransporte das Interesse in Anspruch. Sie waren meist in kleine Abteilungen von 5—6 Kamelen aufgelöst, auf denen je 2—3 Personen saßen: Weiber und 6—12jährige Kinder. 50 solcher armen Geschöpfe mögen in einem Transport vereinigt gewesen sein. Einige mit Lanzen bewaffnete Neger folgten zu Fuß, und schließlich kam auf einem Esel der nicht zu verkennende Sklavenhändler.

An den Ufern des Blauen Nils zogen sich ausgedehnte Felder und Gemüsegärten entlang, zu denen das Wasser aus dem Fluß mit Bewässerungsmaschinen heraufbefördert wurde. Endlich kam die Karawane in dem vielberufenen, übel beleumdeten Chartum an.

Hier überraschte Romolo Gessi, ein im Dienste des ägyptischen Statthalters stehender Italiener, eines Tages

Junker mit der Einladung, an einer Fahrt den Weißen Nil aufwärts nach dem Sobatflusse teilzunehmen.

Dankend nahm der Forscher das Anerbieten an. Der Sobat war von allen großen Zuflüssen des Weißen Nils am wenigsten bekannt. An seinen Ufern kam Junker mit den durch Schweinfurth an anderer Stelle entdeckten Negerstämmen der Schilluk und Nuer in Berührung. Auf einer Insel bei der Station Nasser, dem Endpunkt dieser Reise, fesselten Angehörige des Volkes der Niuak seine ganze Aufmerksamkeit.

„Zum ersten Male in meinem Leben saß ich hier inmitten von Menschen, die so wesentlich von allen Gattungsgleichen verschieden waren, mit denen ich bis zu diesem Tage in Berührung gekommen war, daß sie mir, dem damaligen Neuling, fast wie Geschöpfe anderer Art vorkamen. An ihnen waren alle Phasen der vieltausendjährigen Kultur der Menschheit vorübergegangen, ohne sie berührt zu haben; diese Neger waren mir Vertreter des Kindesalters der Menschheit. Rief doch schon die vollständige Nacktheit dieser Leute Erinnerungen an adamitische Zustände wach. Männer wie Frauen trugen Schmucksachen, besonders gern Glasperlen, auf Giraffenschwanzhaaren gereiht, als Halsbänder wie auch um die Handgelenke. Ihre hauptsächlichste Beschäftigung war der Fischfang. Fische waren die Grundlage ihrer Ernährung, wengleich auch Durra angebaut wurde. Als ich nach längerem Aufenthalt das Dorf verließ, um nach dem Dampfer zurückzukehren, war ich mit den Niuak gut Freund“ (Junker).

Die Rückreise nach Chartum ging ohne Zwischenfall von statten.

Nunmehr faßte er den Entschluß, die heidnischen Negerländer am oberen Nil zu erforschen. Zu diesem Zwecke fuhr er nilaufwärts nach Lado am Bahr-el-Gebel (Dschebel), das für längere Zeit Stützpunkt seiner Unternehmungen wurde. Die in dieser Gegend wohnenden Bari waren voller Mißtrauen gegen Weiße und zeigten sich in jeder Beziehung als wilde Naturmenschen. Gleich den Dinka waren sie ein Hirtenvolk.

Die Ankunft einer Karawane brachte Junker die Bekanntschaft mit den Makarakanegern. Sie unterschieden sich von den Bari durch größeren Fleiß, geistige Regsamkeit und sichtbare Sauberkeit, die sogar die Fingernägel zu ihrem Recht kommen ließ. Auch der Gesichtsausdruck war weit angenehmer als der der Bari; namentlich die Frauen, meist schön und ebenmäßig gebaut, machten den angenehmsten Eindruck. Große Augen, kleiner Mund und kleine Hände fielen bei ihnen besonders auf. Während bei den Bari die Männer gänzlich unbekleidet, die Frauen aber mit reich ausgestatteten Schürzen bedeckt waren, fand Junker bei den Makaraka ein beinahe umgekehrtes Verhältnis.

Nach einem Aufenthalt von 2½ Monaten in Lado setzte er mit der Karawane in westlicher Richtung den Marsch nach Makaraka fort. Das Land machte einen günstigen Eindruck. Seit Wochen gab es zum ersten Male wieder gutes, klares Trinkwasser, während das Nilwasser in Lado stets trübe und schmutzig gewesen, auf der Reise nach Makaraka aber, wo Tausende von Menschen und Tieren ihren Durst aus kleinen Lachen und Sümpfen stillen mußten, das Wasser zu einem schmutzigen Brei geworden war. Zusendungen von Bananen, Melonen, Eiern, Milch, Tauben und Gemüse zeigten deutlich, daß man sich in einer gesegneten Gegend befand. Auf drei Rundreisen erforschte Junker das Land nach allen Richtungen und ergänzte die von seinen Vorgängern gewonnene Kenntnis über Makaraka in wertvoller Weise.

Ergreifend ist sein Bericht über das grauenvolle Elend, das der Elfenbeinhandel über Millionen von armen Negern gebracht hat. Um das Jahr 1851 wurde er auf dem Weißen Nil eröffnet und war damals in den Händen weniger Chartumer Kaufleute arabischer Abstammung. Neue Wettbewerber arbeiteten sich durch die Wälder des Gazellenflusses, um das tiefere Innere auszubeuten. Die Greuelthaten der Händler, die in den Negerländern mit der Person, dem Grund und Boden, dem Hab und Gut der Eingeborenen

in rücksichtslofer, unmenschlicher Weise schalteten, sind wahrhaft empörend. „Wo sich ein Handelsmann ansässig macht, ziehen sich die Neger in die dichtesten Wälder zurück. Sie werden beim Bau der Niederlassungen schon zum Frondienst gezwungen, und hier lassen sich 30—80 Mann ihrer Peiniger mit Sklaven und Sklavinnen nieder. Nie ist es den Händlern eingefallen, für eigenen Bedarf Landbau treiben zu lassen, trotzdem es ihnen nicht an Arbeitskräften fehlen würde. Die Neger sind angehalten, sämtliches jahraus, jahrein nötige Getreide zu liefern, obgleich sie in ungünstigen Zeiten oft selbst schwere Not leiden. Sind die Speicher der Agenten auf der Neige, so sendet man Soldaten aus, diese fallen über die Ortschaften her, nehmen, was sie finden, und die Beraubten werden dann noch gezwungen, die gute Beute selbst nach den festen Plätzen zu tragen“ (Th. von Heuglin: Reise in das Gebiet des Weißen Nils). Das von einzelnen Händlern beherrschte Gebiet wurde so ausgedehnt, daß es förmlichen Fürstentümern gleichkam. Der weitaus reichste, mächtigste und dem Ansehen der ägyptischen Regierung gefährlichste Händler war Ziber Pascha, der sich aus kleinen Anfängen zu königlichem Besitz emporarbeitete.

„In seiner Niederlassung hielt er ein großes Hoflager. Reich gekleidete Sklaven meldeten den Besucher an, und eigne Räumlichkeiten mit von Teppichen bedeckten Diwanen an den Wänden waren daselbst als Wartezimmer hergerichtet. Den Gästen wurde Kaffee serviert. Gefangene Löwen, an schwere Ketten befestigt, erhöhten den fürstlichen Pomp dieser Hofräume. Tausende von Kleinhändlern umschwärmten den mächtigen Emporkömmling, der mit seinen Vertrauten, mit den Führern seiner Sklavenregimenter fröhliches Gelage hielt, wobei üppige Negerdirnen die Tafelfreuden durch Tanz und Lieder erhöhten“ (Junker).

Welche Verheerungen der Bedarf der zivilisierten Welt an Billardkugeln, Schirm- und Stockgriffen, Klaviertasten und anderen Dingen aus Elfenbein unter den

klugen Dickhäutern anrichtet, ergibt die Berechnung, daß Afrika in den 20 Jahren von 1857—1876 durchschnittlich jedes Jahr etwa 614 000 Kilo Elfenbein nach Europa, außerdem aber noch 100 000 Kilo nach Indien und 60 000 Kilo nach Amerika ausgeführt hat. Die dieser Ausfuhr entsprechende Anzahl der jährlich getöteten Elefanten mag mindestens 51 000 betragen.

Im Gefolge einer militärischen Expedition der Makaraka setzte Junker im Juli 1877 den Marsch nach Westen fort. Dabei überschritt er den Suë oder Djur, einen Zufluß des Bahr-el-Ghasal. Von den schon durch Schweinfurth bekannt gewordenen Negerstämmen lernte er die Mittu, Bongo und Dinka kennen. Trotz nur kurzen Verweilens bei ihnen sah er deutlich den Unterschied der Verhältnisse, die seit der Zeit, da Schweinfurth ihre Länder bereifte, eingetreten sind.

„Von dem damaligen Wohlstand, dem Reichtum an Durra, Rindern und Ziegen war nichts übrig geblieben. Ich sah“, schreibt Junker, „bitteren Mangel am Notwendigen und mußte sogar von meinem Getreidevorrat öfters abgeben. Die nubischen Händler haben die armen Neger so schonungslos ausgebeutet, daß ganze Dörfer flüchteten. Das Mittuland entvölkerte sich, der Ackerbau ging ein. Vollständiger Verarmung gingen auch die übrigen Stämme entgegen. So sehen wir überall in den Negerländern die Nubier und ihr Gefolge ebenso wie die anderen Mohammedaner als Verwüster und Zerstörer des Lebens ganzer Völkerschaften ihren traurigen Weg immer weiter und weiter in das Herz des mit dem Fluche der Versklavung belasteten Afrikas nehmen. Alte, wahrscheinlich jahrhundertlang von Geschlecht zu Geschlecht überkommene Gebräuche verschwinden und werden zum Teil von denen der Fremden verdrängt; andererseits macht die sich stets steigende Not, der immer härtere Kampf um das nackte Leben die Ausübung von Zeremonien, die Geburt, Tod, Verheirathung zu begleiten pflegten, ganz unmöglich. Da, wo sich der Neger durch irgend eine industrielle Tätigkeit, durch

Schmiede- oder Töpferarbeit, durch Schnitzereien und Flechtereien einen bescheidenen Luxus in seiner Hütte geschaffen, raubte ihm der Nubier, was sein Herz erfreut und ihm eine gewisse Bequemlichkeit geboten hatte. Der Neger, der sich nicht nur seiner Herden, seines Getreides, sondern sogar der kleineren und größeren Gegenstände seines ohnehin armseligen Hausrats beraubt sah, machte nichts mehr, mit der Übung schwand die Fertigkeit, und manche alte Hausindustrie fand ihr Ende. Wo noch ein Schweinfurth volles Nationalleben der Bongo, Djur und Dinka beobachtete, fand ich diese Stämme nicht nur in ihrer Selbstständigkeit, sondern auch in ihrem Bestande bedroht, ihre früheren Lebensbedingungen durch den gewaltsamen Eingriff gänzlich verändert, ihre nationalen Eigentümlichkeiten vielfach in einem Auflösungsprozeß begriffen."

Nur 45 Kilometer drang Junker über den Suë oder Djur hinaus nach Westen vor; dann kehrte er über Lado nach Chartum und von da in die Heimat zurück.

Bereits im folgenden Jahre rüstete er zu einer zweiten großen Reise, die ihn über sieben Jahre, von 1879 bis 1887, in Afrika festhielt. Fast alle, die sich ihm anschlossen, gingen dem Tode entgegen, während eine gütige Vorsehung ihn schützte und ihn den Weg in die Heimat zurückfinden ließ.

Sein erstes Ziel auf dieser Reise war eine genaue Aufnahme des Bahr-el-Ghazal oder Gazellenflusses, durch dessen Vereinigung mit dem Bahr-el-Gebel der Weiße Nil gebildet wird. Die Fahrt auf dem Bahr-el-Ghazal war außerordentlich beschwerlich. Grasbarren verstopften oft den Weg, und die ächzenden und schnaubenden Maschinen hatten manchen harten Kampf mit ihnen zu bestehen. Wie verhängnisvoll diese Grasbarren den Flußfahrern unter Umständen werden können, davon zeugt der unglückliche, schaudererregende Ausgang der noch in demselben Jahre von dem oben erwähnten Italiener Gessi unternommenen Fahrt auf dem Gazellenfluß und Weißen Nil nach Chartum. Das Dampfschiff, auf dem sich mehr als 400 aus

dem Bahr-el-Ghazalgebiet ausgewiesene Araber und Beamte befanden, wurde unterwegs in einer Grasbarre eingeklemmt. Alle Anstrengungen, loszukommen, scheiterten. Die Lebensmittel waren bald aufgezehrt. Hungertyphus brach aus, der Tod raffte über die Hälfte der Mannschaft weg; die Überlebenden aßen das Fleisch der Toten, und nicht einer von ihnen hätte Chartum wiedergesehen, wenn nicht nach Monaten voll Qual und entsetzlichen Elends ein Dampfschiff den Überlebenden zu Hilfe gekommen wäre. Erst wenn der Nil steigt, werden die Grasbarren vom Untergrund gelöst, gehoben und vom Sturm in den Hauptstrom getrieben.

Unter solchen Verhältnissen kam die kartographische Aufnahme des Gazellenflusses nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten zu stande. Junkers Absicht war nun, das weite Land der Dinka zu durchziehen, dann, nach Überschreitung des Djur (Suë), die Niam-Niam-Länder kennenzulernen, und schließlich südlich vom Uelle in das Land des Mombattu- oder Mangbattuvolkes zu gelangen. Zu diesem Zwecke verließ er die Ufer des Bahr-el-Ghazal und wandte sich nach Süden. Lichter, schattenloser Wald wechselte mit parkähnlichen Gebieten, Buschdickichten und grasreichen Strichen. Es zeigte sich, daß der Neger auch hier durch Zurückweichen ins Innere den Erpressungen der durchziehenden Karawanen zu entgehen suchte.

Durch geschickte Verhandlungen Gessis war seit einiger Zeit ein freundschaftliches Verhältnis zu dem mächtigen Niam-Niam-Fürsten Adoruma hergestellt worden. Diesen aufzusuchen und ihn für seine Pläne zu gewinnen, erschien Junker höchst vorteilhaft. So ließ er durch Boten seine Ankunft melden und erhielt von ihm die überraschende Antwort, daß er in eigener Person seinem Gast entgegenkommen wolle. Bald darauf traf Adoruma im Lager des Forschers ein. Er wollte sich über Ziel und Zweck der Reise in sein Land Gewißheit verschaffen. Da er noch nie einen Europäer gesehen hatte, erregten die Reisenden sein höchstes Interesse. Ganz unfassbar war dem Begriffs-

vermögen des Fürsten, daß jemand ohne nennenswerte und bewaffnete Begleitung sein Land durchziehen wolle. Durch Darlegung seiner Pläne und durch reichliche Geschenke gewann Junker den Niam-Niamherrscher ganz für sich; und befriedigt zog dieser heim mit dem Versprechen, alles zum Empfang und Aufenthalt Nötige vorbereiten zu lassen.

Kurze Zeit darauf folgte die kleine Karawane nach. In sechs Tagemärschen wurde die große Wasserscheide, die das Nilbecken vom Kongobecken trennt, erreicht. Die Flüsse und Bäche jenseits dieser Wasserscheide fließen in südwestlicher Richtung dem Uelle zu. In den folgenden Jahren bewegte sich Junker auf seinen Reisen nach den südlichen Ländern noch mehrfach in der nächsten Nähe der großen Scheidungslinie, was ihn in den Stand setzte, die Nil-Kongowasserscheide nahezu nach ihrer ganzen Länge in die Karte einzutragen.

Bei dem Fürsten Adoruma angekommen, ging er alsbald an den Bau einer festen Station, der er den Namen Lacrima (Träne) gab. Diese wurde nun der Ausgangspunkt jener zahlreichen, vielfach nach unerforschten Gebieten führenden Rundreisen, die ihn für alle Zeiten zu einem der größten geographischen Entdecker und Forscher stempeln.

Die erste dieser Reisen war nach dem großen Fluß Uelle und dem an seinem Südufer gelegenen Lande der Mombuttu (Mangbattu) gerichtet. Seit König Munsas Tode, dessen Hof einst von Dr. Schweinfurth besucht worden war, hatte das Herrschergeschlecht an Macht und Einigkeit verloren. Jetzt regierte Mambanga, ein Neffe des Verstorbenen. Bei ihm bot sich Junker Gelegenheit, so manchen Einblick in das Gemütsleben der Neger zu tun, dessen zarte Saiten vielfach, aber mit Unrecht bestritten werden. Er fand, daß der Negervater Freude an seinen Kindern hat, daß er ihnen die Händchen küßt, daß auch die Mütter ihre Kleinen liebkoosen und mit ihnen ungezwungen lachen und scherzen und daß das Festhalten der Hand einer lieben Person bei ihnen ungeschminkter Ausdruck

echter Herzlichkeit ist. Freilich brachte ihm sein Aufenthalt auch tiefe Erregungen sittlicher Art: die Mombuttu huldigten dem schlimmsten Kannibalismus. Sie verzehrten Leute des eigenen Stammes und ebenso alle zum Tode Verurteilten. Nach dem dortigen Aberglauben kann niemand eines natürlichen Todes, sondern nur durch die Schuld eines anderen Menschen sterben, den das Orakel auch bald ausfindig zu machen weiß. An Gelegenheit, Menschenfleisch zu essen, fehlt es daher bei den Mombuttu nie.

Nach einigen Streifzügen in die südlich des Uelle gelegenen Gebiete kehrte Junker zu seiner Station Lacrima zurück und genoß hier den Frieden seines selbstgeschaffenen Idylls. An Beschäftigung fehlte es nicht. Insbesondere galt es, die mit Uhr und Kompaß hergestellten Wegeaufnahmen für die Karte zu verarbeiten.

Nunmehr stattete er dem Volke der Madi einen Besuch ab. Ihr Land ist im Osten, Süden und Westen vom Uelle begrenzt, der unter dem 27. Grad östlicher Länge einen mächtigen Bogen nach Süden beschreibt. Günstig gelegen, zwar bergig, aber reich bewässert, hat es einen ergiebigen Kulturboden. Solche Vorzüge mußten von jeher den Neid der fremden Stämme erregen, weshalb auch die Geschichte des Madiländchens eine Reihe von Kriegen und Überfällen verzeichnet.

Im Frühjahr 1882 ging ein längst gehegter Wunsch Junkers in Erfüllung, als er auf seinem Weitermarsche nach Süden die Wasserscheide zwischen zweien der größten Zuflüsse des Kongo, dem Uelle und dem Uruwimi, kennenlernte. Allerdings ist jene Trennungslinie kaum merklich; es kommt zu keiner sichtbaren Bodenanschwellung; nur die geänderte Richtung der Abzugsgewässer verrät das wahre Verhältnis.

Eine weitere große Freude bedeutete für den Forscher die Bekanntschaft mit dem Zwergvolk der Akka.

„Da ich beständig nach ihnen fragte, hatte ich richtig im letzten Nachtlager die Auskunft erhalten, daß eine Akkakolonie in der Nähe nomadisiere. Ich versprach mei-

nen Kundschaftern Geschenke, wenn sie mich zu ihnen führen würden, und wirklich befand ich mich kaum eine Viertelstunde später im Kreis von 40—50 der kleinen Leute mit ihren Weibern, und noch ebenso viele lugten von weitem aus dem Laub der Büsche hervor. Sogleich verteilte ich unter sie buntpfarbige Perlenstränge und andere Kleinigkeiten, worauf ihre Schüchternheit einigermaßen wich; die Klänge meiner verschiedenen Musikinstrumente und die vorgezeigten Bilder von Tieren des Waldes taten dann das übrige, um sie in das höchste Erstaunen zu versetzen. So gewann ich Muße, die dunklen Waldkobolde zu beobachten. Die Kleinsten unter ihnen reichten mir bis zur Herzgrube, die meisten aber bis zur Schulterhöhe eines mittelgroßen Mannes" (Junker).

Am Nepoko, einem rechten Nebenfluß des Aruwimi, sah Junker seiner Reise nach Süden ein Ziel gesetzt. Bitterste Armut zwang ihn zur Umkehr nach Norden. Bei Niangara überschritt er den Uelle und zog dann in nordwestlicher Richtung zum Mbomu, einem seiner rechten Nebenflüsse. An dessen Ufern verweilte er längere Zeit und zwar in Semio, wo er eine Station hatte errichten lassen. Dann ging es in vorwiegend östlicher Richtung weiter. Mehrmals wurde der Mbomu überschritten und in seinem Quellgebiet das Land der Niam-Niam erreicht. Die mit dem Fürsten Ndoruma vor drei Jahren geschlossene Freundschaft sicherte dem Reisenden jetzt eine gute Aufnahme. Auf bekannten Wegen gelangte Junker am 21. Januar 1884 nach Lado am Bahr-el-Gebel. Er hatte die Empfindung, als wäre nun das Endziel seiner Reise so gut wie erreicht. Die noch bevorstehende lange Nilfahrt erschien ihm im Vergleich zum Bisherigen ein Kinderspiel. Doch es sollte anders kommen. Noch drei Jahre mußte er ausharren, bevor er die Heimat wiedersah.

Vorerst aber genoß er das Glück, nach vierjährigen, höchst erfolgreichen Reisen wohlbehalten zurückgekehrt zu sein, seine Schriften heil und aus mancher Gefahr gerettet zu sehen und seinen Freund Emin Pascha, den Gouverneur der ägyptischen Äquatorialprovinz, als ersten Europäer be-

grüßen zu können. In freundlichster Weise lud dieser den Reisenden ein, bis zum Abgang des erwarteten Dampfers sein Gast zu bleiben. Bis spät in die Nacht hinein plauderten die beiden Freunde, „und dann kam endlich jener denkwürdige Augenblick, wo ich mich wieder auf einem reinlichen, weichen Bett ausstrecken konnte, nachdem ich so viele Jahre auf hartem Lager nur ein Säckchen mit Wäsche als Kissen unter dem Kopf gehabt. Lange lag ich wach vor ungewohnter Bequemlichkeit" (Junker).

Unterdessen hatten die fanatischen, raub- und beute-lustigen Araberscharen des Mahdi (falschen Propheten) einen Aufstand gegen die ägyptische Herrschaft angezettelt, später Chartum erobert und damit den Schlüssel der ägyptischen Machtstellung im Sudan in die Gewalt des falschen Propheten gebracht. Diese Ereignisse schnitten Junker den Heimweg nach Norden ab, und er fand sich ebenso wie Emin Pascha für längere Zeit völlig eingeschlossen. Vor den andringenden Feinden zog er sich nach einjährigem Aufenthalt in Lado den Bahr-el-Gebel aufwärts nach Wadelai zurück.

Eine schwere Reise stand ihm bevor, als er zu Anfang des Jahres 1886 Wadelai wieder verließ; denn nun galt es, sich den Weg zur fernen Ostküste zu bahnen. Ohne Unfall fuhr er mittels Dampfers in den Albertsee ein. Dann trat er den Marsch zum Viktoriassee an, der ihn über ausgedehntes Plateauland durch Uganda führte. Die Fahrt auf dem Viktoriassee nahe der Westküste dauerte 25 Tage. Und nun ging es südwärts auf Tabora, wo der gerade anwesende arabische Großhändler Tippu Tipp, allerdings nur gegen Zahlung einer sehr hohen Summe, 40 Träger für den Marsch nach dem Indischen Ozean zur Verfügung stellte. Dieses letzte Stück der Reise führte auf der großen Karawanenstraße durch die Landschaft Ugogo nach dem Hafen Bagamojo.

Der 29. November 1886 war der glückliche Tag, an dem Junker das heißersehnte Meer wiedersah. Nur wenige Tage fehlten an sieben ereignisvollen Jahren, zu deren Beginn er es in Suakin zum letzten Mal geschaut hatte.

Eine Barke der katholischen Mission brachte ihn in wenigen Tagen nach Sansibar, an die Pforte der wiedererreichten Kulturwelt und eines neuen Lebens. In Suez konnte er seinen Bruder und Dr. Schweinfurth ans Herz drücken. Zwei Monate blieb er noch in Kairo; dann aber wurde der Zug nach der Heimat unwiderstehlich. Dort angekommen, ging er unverzüglich an die Abfassung seines dreibändigen Reiseswerkes, das uns ein ebenso gründliches wie anziehendes Länder- und Völkergemälde gibt. Er konnte dieses Werk gerade noch vollenden, bevor er starb (1892). Junker muß zu den größten Afrikaforschern aller Zeiten gerechnet werden. Schweinfurth urteilt über den Forscher: „Mein teurer Freund Dr. Wilhelm Junker hat mit dem ungeheuren Umfang seiner mustergültigen Routenaufnahmen das bescheidene Maß meiner Entdeckungen weit in den Schatten gestellt. Hat er doch allein die von mir zuerst auf einer kurzen Strecke aufgedeckte Wasserscheide zwischen Nil und Kongo für nicht weniger denn 1200 km festgestellt. Sein Hauptverdienst aber besteht in der endlichen Feststellung der Zugehörigkeit des großen Flußsystems des Niles zum Kongo.“

Der Mediziner

Eduard Schnizer

aus Oppeln, am meisten bekannt unter seinem ägyptischen Namen Emin Pascha, war von der Mitte der 60er Jahre ab in den verschiedensten Lebensstellungen im vorderen Orient tätig. Anfang Dezember 1875 traf er in dem damals blühenden Chartum ein. Seine organisatorischen Fähigkeiten bewogen die ägyptische Regierung, ihm 1877 das Amt eines Oberarztes der Äquatorialprovinz, 1878 das des Gouverneurs dieser Provinz zu übertragen. In beiden Stellungen hat er über unerforschte oder noch nicht völlig erforschte Gebiete Licht verbreitet. Da brach der Mahdistenaufstand aus, griff auch auf sein Gebiet über und beseitigte überraschend schnell die ägyptische Herrschaft. Bald war die Provinz Emin Paschas von allem Verkehr

mit dem Norden abgeschlossen. Gleichwohl harrte der körperlich schwache Mann mehrere Jahre mutig aus, verteidigte mit äußerster Zähigkeit das ägyptische Äquatoria gegen den Feind und würde seinen Posten kaum verlassen haben, wenn nicht der zu seinem Entsatz entbotene Stanley im April 1888 am Albertsee erschienen wäre.

Nur mit schwerem Herzen und erst nach kurzer Gefangenschaft seitens der mahdistischen Truppen konnte sich Emin Pascha entschließen, mit Stanley den Durchbruch nach Osten zu versuchen. Das Anerbieten König Leopolds II., seine Provinz dem Kongostaat einzuverleiben und ihn bei einem Jahresgehalt von 30 000 Mark zum Statthalter zu ernennen, wies er rundweg ab. Am 5. Dezember 1889 kamen Stanley und Emin glücklich in Bagamojo an.

Um diese Zeit beschäftigte sich der deutsche Reichskommissar Major von Wissmann mit dem Plane, eine große Expedition nach dem Innern des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes zu senden, um dort deutschen Einfluß und deutsches Ansehen dauernd zur Geltung zu bringen. Als er Emin Pascha von dieser Absicht sprach, erklärte sich dieser sofort bereit, die Leitung der Expedition zu übernehmen und damit in deutsche Dienste zu treten.

Am 26. April brach der Pascha auf. In seiner Begleitung finden wir den Hamburger Naturforscher

Franz Stuhlmann,

der sich schon die letzten zwei Jahre der zoologischen Durchforschung Ostafrikas gewidmet hatte. Die Expedition verfügte über 707 besoldete Leute, hauptsächlich Soldaten, wozu noch die Diener, die Träger und Frauen der Soldaten und andere Leute kamen, so daß das ganze Lager über 1000 Menschen beherbergte.

Auf bekanntem Karawanenweg, den jährlich mehr als 100 000 Neger begingen, drang man von Bagamojo aus ins Innere vor.

„War der Boden in dem 150 km breiten Küstenland schon zur trockenen Jahreszeit ganze Strecken weit von sumpfiger Beschaffenheit, so waren bei dem damals herr-

schenden Regen die Wege vollends grundlos geworden, und täglich hatten wir stundenlang in Schlamm und schwarzem Wasser einherzuwaten, in dem allerhand Wurzelgewirr und kleine Bacheinschnitte als weitere Hindernisse das Fortkommen erschwerten und Träger und Reittiere aufs äußerste ermatteten. Es war mehr ein Fortplätschern als ein Fortmarschieren zu nennen. Schlambäder von unten und Sturzbäder von oben mögen wohl in europäischen Heilanstalten der Gesundheit unter Umständen recht förderlich sein, uns aber wurden sie bei ihrer tagelangen Dauer doch schließlich höchst fatal, ganz besonders wenn wir gezwungen waren, unser Lager auf solch einem völlig durchweichenden Platz in knöcheltiefem Schlamm aufzuschlagen. Unter solchen Umständen ist das einzige Mittel, möglichst dicke Schichten von Gras auf dem Boden des Zeltes auszubreiten, wenn man einigermaßen aufs Trockene geraten will.

In diesen beschwerlichen Tagen setzte uns alle die außerordentliche Willens- und Arbeitskraft des Paschas in hohes Erstaunen. Wenn er nach sechsstündigem Schlammtreten ganz durchnäßt im Lager angekommen war, setzte er sich sofort, nachdem er die Kleider gewechselt hatte, an seine Arbeit und frug bis abends spät Tagebuchnotizen und seine Routenaufnahmen mit bewunderungswürdiger Sorgfalt ein. Mochte er abends noch so müde sein, er zwang sich stets, bis 9 Uhr wach zu bleiben, da er um diese Zeit täglich seine Instrumente abzulesen pflegte. Auch unterwegs unterließ er es trotz des Regens nie, alle fünf Minuten die Wegrichtung und das Terrain aufzuzeichnen" (Stuhlmann).

Der Marsch durch Ugogo nach Tabora, der großen in der Mitte des ehemaligen deutschostafrikanischen Schutzgebietes gelegenen arabischen Handelsniederlassung, verlief ohne besondere Gefahren.

Tabora ist 1820 gegründet worden, als die Elefanten in der Umgegend nach häufig waren und der Handel mit Elfenbein einen lohnenden Erwerb sicherte. Durch das allmähliche Aussterben der Elefanten in jener Gegend hat

Tabora an Bedeutung verloren und ist zu einem großen Stapelplatz, zu einer Etappenstation für die Unternehmungen der Araber in entfernteren Gegenden geworden. Der Ort selbst ist nicht etwa eine geschlossene Stadt, sondern setzt sich aus einer ganzen Anzahl von zerstreut liegenden Gehöften zusammen. Nur in der Mitte der ganzen Ansiedlung, dem eigentlichen Tabora, drängen sich die Hütten der Kleinhändler und Handwerker um den Marktplatz des Ortes.

Von Tabora begaben sich Emin Pascha und sein getreuer Gefährte Stuhlmann in gerader nördlicher Richtung an den Viktoriasee, an dessen Westufer sie die Station Bukoba gründeten. Mit ungemein regem Forschungseifer durchzogen sie dann das ganze große Gebiet zwischen Viktoria-, Albert Edward- und Albertsee; das noch wenig bekannte felsige Westufer des Albert Edwardsees wurde begangen, der zwischen diesem und dem Albertsee gelegene Schneeberg Ruwenzori eingehend untersucht, ein Vorstoß in die Urwälder am Westfuße des Berges gemacht und endlich dem Albertsee ein Besuch abgestattet. 30

Trotz herrschenden Nahrungsmangels würde Emin Pascha seine Expedition kaum zum Stillstand gebracht haben, wenn nicht die Pocken in der Karawane ausgebrochen wären. Zudem drohte ein schon lange bestehendes Augenübel des Führers sich zur Blindheit zu entwickeln. Er sah nur noch einen dichten Nebel vor sich, und die Netzhaut war so empfindlich geworden, daß er kaum noch ins helle Licht blicken konnte. Dabei war er infolge Entbehrungen und Hungers körperlich so schwach, daß er seine Hütte kaum mehr zu verlassen im Stande war. So berief er eines Morgens Stuhlmann zu sich und gebot ihm, mit sämtlichen Gesunden den Rückmarsch zur Ostküste anzutreten; er selbst wolle bei den Kranken ausharren und nachfolgen, wenn diese wiederhergestellt seien. Alles Sträuben des Gefährten, ihn in seinem leidenden Zustande allein zu lassen, war vergeblich. Der Vorgesetzte forderte Gehorsam. Welch' heldenhafte Willenskraft, welche Selbstlosigkeit, mit einer Schar pockenkranker Leute im Innern allein zu-

rückzubleiben! Mit warmem Händedruck schieden die beiden Freunde voneinander — für immer.

Stuhlmann wandte sich über Bukoba der Küste zu und traf am 12. Juli 1892, nach 26½monatiger Abwesenheit, in Bagamojo ein.

Was aber wurde aus Emin Pascha?

Nachdem er sich von seiner Krankheit einigermaßen erholt hatte, marschierte er, über die ihm vom Reichskommissar Major Wissmann erteilten Aufträge hinausgehend, nach Südwesten, zum Kongo — in sein Verderben. Vielleicht leitete ihn dabei die — allerdings unausgesprochene — Absicht, sich später seiner Provinz wieder zu bemächtigen. Er geriet in den Bereich der belgisch-arabischen Mißhelligkeiten und wurde, obwohl vollkommen unbeteiligt, deren Opfer. Am 23. Oktober 1892 ermordeten den im 53. Lebensjahr Stehenden in grausamster Weise die Araber, die später durch Belgier ihre Strafe ereilt hat.

Ein Entdecker im eigentlichen Sinne ist Emin Pascha nicht gewesen, sondern mehr ein fleißiger Forscher und Sammler, der trotz seiner langen Abgeschlossenheit von den wissenschaftlichen Fortschritten in der Heimat Staunenswertes leistete an Wegeaufnahmen, meteorologischen Beobachtungen und Mitteilungen über Sitten und Gebräuche zahlreicher Negerstämme. Seine Lieblingsbeschäftigung war es überhaupt, Material zu sammeln. Die Verarbeitung überließ er den Gelehrten in der Heimat.

Rein menschlich zeichnete er sich durch den unbedingten Verzicht auf alle persönlichen Vorteile aus. Er war der uneigennützigste und aufopferndste Mensch, der sich denken läßt. Alles tat er für andere, nichts für sich selbst.

Die Aufteilung Afrikas unter die europäischen Kolonialmächte hatte zur Folge, daß die Arbeit des Forschers nun hauptsächlich den von seinem Volke in Besitz genommenen Gebieten gewidmet war. Uns interessiert in erster Linie die Tätigkeit der deutschen Forscher in den uns im Weltkrieg 1914/18 wieder entrisenen deutschen Schutzgebieten.

b) Ehemalige deutsche Schutzgebiete.

In Deutsch-Südwestafrika treffen wir Mitte der 80er Jahre Hans Schinz und Adolf Schenk. Auf zahlreichen teils gemeinsam, teils einzeln unternommenen Reisen durchwanderten sie Groß-Namaland, Damara- und Ambo-land. Ihre Berichte gewährten zum ersten Male einen Überblick über die gesamten natürlichen Verhältnisse des Schutzgebietes und seiner Bewohner. Als Kommandeur der Schutztruppe hat K. v. François 1889—1892 zahlreiche Wegeaufnahmen in fast allen Teilen des Schutzgebietes gemacht, die das Kartenbild wesentlich ergänzt und berichtigt haben.

Die ganze Kolonie bereisten 1905 und 1906 gründlich Leo Schulze aus Jena und F. Seiner.

In den Jahren des Weltkrieges finden wir Fritz Jäger zusammen mit Leo Waibel forschend in Deutschsüdwestafrika.

In Kamerun zeichnete sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts besonders

Leutnant Morgen

aus. Ihm gelang es 1889—1891, als erster Kamerun von Süden nach Norden zu durchziehen und die Verbindung mit den Reisewegen Flegels herzustellen.

Mit der „Marie Wörmann“, auf der er sich in Ham- burg eingeschifft hatte, ankerte er im Herbst 1889 vor Vik- toria und genoss hier den imposanten Anblick des fast 4000 Meter hohen Kamerunberges. Ausgangspunkt für den Vormarsch ins Innere war aber die weiter südlich gelegene Küstenstation Kribi. An diese schließt sich ein 120 km brei- ter, unbewohnter und noch unerschlossener Urwald, in den nun Morgen mit seiner 120 Mann starken Trägerkarawa- ne eindrang. Die von den Bäumen herabhängenden, un-

entwirrbaren Lianen bildeten beim Marsch besonders für die neu angeworbenen Träger ein ermüdendes Hindernis. Oft genug verwickelten sie sich völlig mit ihren Lasten in den Unmengen von Schlinggewächsen, und ihre Hintermänner mußten sie daraus vollständig herausheben. Das Bedrückendste aber für alle war das völlige Ausbleiben der Sonne, das beklemmende Halbdunkel in der tropischen Üppigkeit dieses Urwaldes. Über den Reisenden war der klarste Tropenhimmel, der schönste Sonnenschein, aber sie sahen nichts davon; die Urwaldriesen mit ihren mächtigen Baumkronen bildeten über dem schmalen Pfade ein undurchdringliches Dach, durch das auch nicht der kleinste Sonnenstrahl seinen Weg zur Erde fand. Beim Austritt aus dem düsteren Halbdunkel lernte Morgen begreifen, wie viele Heidenvölker des Innern die Sonne als Gottheit verehren können.

Nach dreiwöchiger Wanderung wurde der Njongfluß überschritten; an Stelle des bisherigen Urwaldes trat jetzt Parklandschaft und Grassavanne.

„Wer noch nie seinen Weg durch 4—5 Meter hohes Schilfgras bei 40 Grad Celsius Wärme genommen hat, kann sich keinen Begriff von den Anstrengungen machen, die zu überwinden die ganze Willenskraft eines Mannes erfordert. Das Gras zerschnitt mir“, sagt Morgen, „Gesicht und Hände, so daß ich mir schließlich Handschuhe anziehen mußte und meine für diesen Zweck angefertigte Drahtmaske vor das Gesicht band. Kein Windhauch dringt in das dichte Gras hinein, durch das man über sich kaum den Himmel gewahren kann; die Luft flimmert vor den brennenden Augen, die Schläfen hämmern in dieser Schwüle, und von unten atmet man die dem Boden entsteigende dumpfe Atmosphäre ein. Man taumelt fast vorwärts, nur mit dem Gedanken beschäftigt, möglichst schnell aus diesem Käfig herauszukommen.“

Die Karawane näherte sich nun dem Sanaga. Die mit Wasserdünsten erfüllte Luft verriet die Nähe des großen Gewässers. Das Rauschen wurde immer stärker und ging

schließlich in ein brausendes Tosen über, dessen Ursache die Nachtigalsfälle waren. Der Strom mochte an dieser Stelle 400 Meter breit sein und stürzte über Felsmassen in die Tiefe. Die drei bewaldeten Inseln, die die einzelnen Fälle voneinander trennten, stachen freundlich von dem strudelnden Hintergrund ab und gaben dem ganzen Bilde etwas ungemein Reizvolles.

Ein gütiges Geschick bescherte dem Forscher ein kostbares Weihnachtsgeschenk, die Entdeckung des Mbam. Es war ein schöner, stolzer Strom, dessen Breite mindestens 400 Meter betragen mochte und dessen Ufer von gutmütigen Bantunegern bewohnt waren.

Der weitere Marsch nach Norden fand im Lande der Bati infolge eines feindlichen Überfalls ein vorläufiges Ende. Zwar wurde der Angriff glücklich abgeschlagen, aber Morgen hielt es für geraten, den Sanaga entlang zur Küste zurückzukehren. Doch bald bot sich ihm Gelegenheit, aufs neue ins Innere der Kolonie einzudringen. So marschierte er von Kribi unter teilweiser Benutzung des alten Weges über Banjo in das nördliche Adamaua und setzte dann seine Reise nach Bakundi fort. Auf dem Benue, den er bei Ibi erreichte, und dann auf dem Niger gelangte er schließlich zur Küste, wo man ihn längst totgesagt hatte.

Eine in länderkundlicher, geologischer, pflanzengeographischer und völkerkundlicher Hinsicht vollständige, wissenschaftlich äußerst gründliche Darstellung Adamauas hat uns

Siegfried Passarge

gegeben. Er war wissenschaftlicher Begleiter einer vom Deutschen Kamerunkomitee ausgerüsteten und von Edgar von Uchtritz geführten Expedition. Sie hatte sich drei Aufgaben gestellt:

1. am oberen noch schiffbaren Benue einen Schutzvertrag abzuschließen und eine Station zu begründen,
2. in die Heidenländer zwischen Bagirmi und Ubangi einzudringen und

3. von den Heidenländern aus nach Bagirmi vorzustoßen und diesen mächtigen Staat für Deutschland zu gewinnen.

Die wissenschaftlichen Aufnahmen waren Passarge übertragen worden; auch der Reisebericht stammt von ihm und bildet den Hauptteil seines großen Adamauawerkes, das zu den besten Werken der neueren Afrikaliteratur gehört.

Die Expedition ging im August 1893 den Niger, dann den Benue aufwärts über Jola und Garua bis kurz vor Kei Buba, Hauptstadt eines adamauischen Sultanats. Hier fanden die Reisenden eine feindselige Aufnahme, und zum ersten Male maß sich eine europäische Macht mit einem mohammedanischen Staat im Kampfe. Dank vorzüglicher Feuerwaffen wurde er zugunsten der Weißen entschieden. Dieser Ausgang verschaffte dem deutschen Namen in ganz Adamaua und darüber hinaus große Achtung und ebnete der Expedition in der Folgezeit die Wege.

Wegen zu geringer Mittel mußte der beabsichtigte Besuch der östlich gelegenen Heidenländer aufgegeben werden; dafür wollte man Bagirmi so schnell als möglich zu erreichen suchen. Man wählte den Weg über das Sultanat Marrua, und noch vor Weihnachten wurde die Hauptstadt gleichen Namens erreicht. Leider nötigten hier unzweifelhafte Nachrichten über die Eroberung Bagirmis durch die Araber zur Umkehr.

Als nächstes Ziel faßten die Reisenden Ngaumdere, das größte und reichste Sultanat Adamauas, ins Auge. Zunächst wurde der Rückmarsch nach Garua vollzogen, und nun ging es südwärts durch das mittlere Adamaua dem ersehnten Ziele zu. Ende Januar 1894 war es erreicht.

Ngaumdere zählte damals etwa 30 000 Einwohner. Der habgierige Sultan ließ sich den Abschluß eines Schutzvertrags so teuer bezahlen, daß der Vorrat der Expedition an Waren und Tauschartikeln bedenklich zusammenschmolz. Eine Fortsetzung der Reise mußte daher unterbleiben. Wenigstens war aber durch den Schutzvertrag erreicht worden, daß die Deutschen in Zukunft im Sultanat Adamaua

Handel und Schiffahrt treiben und Stationen errichten durften.

In den bisher durchzogenen Gebieten fand Passarge fast überall die mohammedanischen Fulbe vorherrschend. Unabhängige Heidendörfer vermochten sich gegenüber den mächtigeren Fulbe schwer zu halten.

Bei der Bekriegung der schwächeren Heidenstämme verfolgen die Fulbe folgendes System. Der Sultan verlangt von dem König eines Heidenstammes eine bestimmte Anzahl von Sklaven, sonst erkläre er den Krieg. Im allgemeinen fügen sich die Heiden, die keinen Widerstand leisten können, der Forderung und überliefern die eigenen Frauen und Kinder bis zu $\frac{2}{3}$ aller vorhandenen dem Feinde. Oft ist die Forderung aber so groß, daß die armen Heiden nicht imstande sind, sie zu erfüllen. Dann beginnt der Verzweiflungs- und Vernichtungskampf. So werden die Heiden mehr und mehr ausgerottet, und es tritt an die Stelle des bebauten Landes die Wildnis. Nur in den Gebirgen fristen die Verfolgten in verstreuten Ansiedelungen ein kärgliches, aber wenigstens freies Leben" (Aus Passarge: Adamaua).

Nach achttägigem Aufenthalt verließ die Expedition Ngaumdere und strebte nun in nordwestlicher Richtung über Bakundi dem Benue zu. In Ibi nahm sie der Dampfer „Benue“ auf und brachte sie zur Küste.

Am 8. Juni 1894 trafen Uchtritz und Passarge nach fast einjähriger Abwesenheit wieder in Berlin ein.

Im 20. Jahrhundert brachte die 1902 begonnene Reise des Professors P. Langhaus Neues und Wichtiges. Sie führte zur Entdeckung des Meme und des Platonsees.

In das nördliche Großgebiet hat Graf Pückler-Limpurg 1903 eine Expedition durch ganz unerforschte Gebiete westlich von Baliburg und östlich von Ossidinge unternommen.

Im Jahre 1907 entdeckte P. Rohrbach auf einer Reise nach Mittelkamerun den Delbrückkrater.

Reiche Ergebnisse hatte die mit Unterstützung des Reichskolonialamtes 1908 ausgeführte landeskundliche Ex-

pedition **K. Hasserts** und **F. Thorbeckes**. Dabei untersuchte Hassert die Binnenseen des Gebiets eingehend und sammelte das Material für eine Monographie des Kamerungebirges. 1911/13 besuchte Thorbecke die Kolonie aufs neue, begleitet von seiner Frau und von **Leo Waibel**. Aufgabe dieser Reise war die geographische Erforschung des Hochlandes von Mittelkamerun östlich des Mbam. Besonders eingehend und fesselnd sind die zahlreichen Schilderungen der Bewohner und ihres Lebens durch die Reisenden.

Am Eingang des Dorfes Bana empfing uns der Häuptling, ein stattlicher Mann, vielleicht anfangs Dreißiger. Er ist sauber und gut gepflegt, und schon seine Fingernägel verraten, daß er nicht arbeitet. Auch seine Umgebung besteht aus stattlichen Leuten. An allen Ecken und Enden lugten hinter den Zäunen kleine Mohrenköpfe hervor, alles Kinder des Häuptlings. Er wußte weder, wieviele Kinder, noch wieviele Frauen er hatte. Nach der Anzahl der Häuser sind es wohl 150 bis 200 Weiber. Denn jede Frau hat ihr eigenes Haus, und diese Weiberhäuser machen hauptsächlich das Dorf aus" (Thorbecke).

Das wichtigste wirtschaftliche Ergebnis war die Feststellung, daß der Baumwollbau eine alte, allerdings im Aussterben begriffene Volkskultur weiter Gebiete sei.

Die letzten Tage der Reise bescherten Thorbecke und seiner Gattin — Waibel hatte 1912 wegen Krankheit in die Heimat zurückkehren müssen — noch eine merkwürdige Entdeckung: sie fanden Zwerge.

Ein reiner Zufall brachte uns auf ihre Spur. Hier, mitten im Grasshochland von Kamerun nach Pygmäen zu fragen, wäre uns nie in den Sinn gekommen; galt es doch als feststehende Tatsache, daß diese letzten Reste einer afrikanischen Urbevölkerung nur in den undurchdringlichen Urwäldern des Kongobeckens vorkämen.

Der Häuptling . . . ließ uns sagen, da oben am Berg wohnten Zwerge. . . Auf unser Verlangen brachte er sofort die ganze Zwergenschar an, wirkliche echte Pygmäen, nicht etwa zwerghafte Krüppel. Der runde Kopf saß auf

verhältnismäßig großem Oberkörper, an dem kurze, aber sehnige Arme herunterhingen, mit kleinen Händen. Die Beine waren gleichfalls kurz und schienen für den schweren Oberkörper viel zu schwach, ein Eindruck, der durch die ebenfalls kurzen Füße entschieden verstärkt wurde. Der größte Mann maß nicht mehr als 151 cm, der kleinste sogar nur 140,5 cm; die Frauen waren ebenso groß wie die Männer. Mit der schmutzig-graubraunen Hautfarbe und der geringen Bekleidung, die nicht über eine Hüftschur und ein ganz kleines Lendentuch hinausging, machten die Gestalten der Zwerge einen recht kümmerlichen Eindruck, wenn sie mit vornüber geneigten Schultern und ernsten, fast schwermütigen Gesichtern vor uns standen; sie waren sich völlig bewußt, daß sie die Zielscheibe des Spotts der großen Leute waren" (Thorbecke).

Die erste deutsche Afrikaforscherin, **Frau Gulla Pfeffer**, ist im Juli 1928 nach achtmonatiger Abwesenheit aus Kamerun und Nigeria nach Berlin zurückgekehrt. In den bereisten Gebieten lebte sie mitten unter den wilden, zum Teil noch menschenfressenden Bergstämmen, deren anthropologische Erforschung ihr Hauptziel war.

Die geographische Kenntnis des **Togolandes** war zu Beginn unsres Zeitabschnittes äußerst gering. Als Nachtigal 1884 in Lome an der Sklavenküste die deutsche Flagge hißte und damit die Begründung der Kolonie anbahnte, war das Hinterland noch fast völlig unbekannt. Seine ersten bedeutenden Erforscher sind **Kurt von François** und **Ludwig Wolf**. Beide reisten 1887 im Auftrage der Reichsregierung, Wolf noch einmal 1888 in dieses deutsche Schutzgebiet. Ihren Berichten ist zu entnehmen, daß Togo in südwestlich-nordöstlicher Richtung von einem Gebirgsland durchzogen ist, das teils von Wald, teils von Savanne bedeckt und vom Voltafluß durchbrochen wird; daß ferner in der Küstenlandschaft Wald und Busch mit ausgedehnten Mais- und Bananepflanzungen sowie Ölbaumhainen abwechselten. Das Land hat seitdem einen erfreulichen Aufschwung genommen und war die einzige deutsche Kolonie, die ohne Zuschuß vom Mutterlande auskam.

Von unsern früheren afrikanischen Kolonien war Deutsch-Ostafrika am meisten mit der Lösung der großen Probleme verknüpft gewesen. Es zog daher noch jetzt die weitaus größte Zahl der deutschen Forscher an. Nach unserer Besitzergreifung wirkten zuerst aufklärend die Männer, die von der Gesellschaft für deutsche Kolonisation zwecks Abschlusses von Verträgen mit den Eingeborenen nach dem neuen Schutzgebiet entsandt worden waren: Karl Peters, K. Jähle und Graf Pfeil. Sie lernten in der 2. Hälfte der 80er Jahre fast alle Landschaften Deutschostafrikas kennen.

Ziemlich lange frohten einer genauen Erforschung die beiden Riesenberge Kenia und Kilimandscharo. Diesen hatte, wie wir S. 61 und S. 70 gesehen haben, bereits Rebmann entdeckt und von der Decken zweimal besucht. Sein eigentlicher Erforscher aber ist

Hans Meyer,

der in 3 Anläufen, 1887, 1888 und 1889, dem Berg planmäßig zu Leibe ging und ihn endlich bewältigte, indem er beim letzten Aufstieg in einer Höhe von 6010 Metern die höchste Spitze Afrikas erreichte.

Im Juni 1887 war er mit nahezu 100 Mann und begleitet vom Freiherrn von Eberstein von Mombasa aus nach dem Innern Deutschafrikas aufgebrochen und hatte nach einem 14 tägigen Marsch durch die wasserlose Steppe den Fuß des Bergriesen erreicht.

„Kurz vor Laweta (am Fuße des Berges) war es, wo uns zum ersten Male das schneeige Haupt des Kilimandscharo sichtbar wurde. Diese plötzliche Erscheinung wirkte geradezu ergreifend. Das Auge war tagelang über die weiten, graubraunen Ebenen der Steppen und Savannen gestreift, vergeblich eine Gebirgslinie am Horizont suchend. Da plötzlich öffnet sich vom Kamme eines Höhenzugs ein wunderbares Panorama: Einige Meilen von uns erstreckt sich der schmale, hellshimmernde Dschibe-See (Tipe) nach Süden, dahinter ragen die dunklen, schroffen Mauern der

vulkanischen Ugueno bis in die grauen Schichtwolken empor, nach rechts hin zieht sich der dunkle Streif der Wälder, hinter diesen Wäldern steigt die Steppe leicht an und verläuft in dunstiger Form zu dem mächtigen Gebirgsstock des Kilimandscharo, der nun mit einem Male zu der Riesenhöhe von 19 000 Fuß unvermittelt aus der Steppenebene emporwächst.

Welche Gegensätze sind in diesem Bild harmonisch vereinigt! Hier unten die Glut des Äquators und tropisches Leben, neben uns der nackte Neger und vor uns Palmehaine am Rande des Lawetawaldes; dort oben die Eisluft der Pole, die überirdische Ruhe der gewaltigen anorganischen Natur, ewiger Schnee auf erloschenen Vulkanen“ (Aus Hans Meyer: Zum Schneedom des Kilimandscharos).

Mit nur wenigen Erprobten stieg nun Hans Meyer die Urwaldzone und die sich anschließende Grasregion empor bis zu der äußerst pflanzenarmen 4400 Meter hohen Einsattelung zwischen den beiden Kilimandscharogipfeln: dem Kibo und dem Mawensi. Hier wurde kurze Rast gehalten. Noch aber unterblieb die Besteigung des 1600 Meter über das Lager hinausragenden schneebedeckten Hauptkegels. Trotz einsetzenden Schneetreibens wurde sie versucht. Bald waren die ersten Schneefelder erreicht; da gebot in ungefährer Höhe von 5500 Metern eine etwa 30 Meter hohe Eiswand dem weiteren Emporklimmen Einhalt.

War auch der Gipfel des Kilimandscharo nicht erreicht worden, so hatte Hans Meyer doch auf dieser Reise die völlige Eisbedeckung des Berges nachgewiesen, seine Schneefelder gründlich untersucht und das Hochplateau mit seiner Hügelreihe kartographisch aufgenommen.

Die zweite Reise des kühnen Forschers, die in das Jahr 1888 fällt, verlief unglücklich. In Begleitung des österreichischen Geographen Dr. Oskar Baumann war er Ende August mit einer 230 Mann starken Karawane den Pangani entlang nach den Usambarabergen aufgebrochen, hatte diese als erster Europäer in ihrer ganzen Erstreckung von Süden nach Norden durchzogen und aufgenommen, als

er samt seinem Begleiter auf dem Wege zur Karawane von Araberbanden überfallen, mißhandelt und in Ketten gelegt wurde. Nur gegen ein hohes Lösegeld konnten beide das nackte Leben retten, während die gesamte Reiseausrüstung und die für einen zweijährigen Unterhalt von 230 Mann berechneten Waren und Vorräte verloren waren.

Aber der Mut des Forschers war ungebrochen. Im folgenden Jahre verband er sich mit dem als tüchtigen Alpinisten rühmlichst bekannten Ludwig Purtscheller zu einer dritten Reise, die zum Abschluß bringen sollte, was die Jahre 1887 und 1888 unerreicht gelassen hatten.

Der Marsch von Mombasa durch die Steppe nach Taweta und von da durch das Dschaggaland zu dem zwischen den beiden Gipfeln liegenden Sattelplateau bewegte sich in den Bahnen der ersten Reise. In 4330 Metern Höhe wurde ein Standquartier aufgeschlagen. Für die eigentliche Kibobesteigung war der 3. Oktober 1889 ausersehen.

Um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr morgens krochen wir aus dem Zelt. Die Nacht war kalt und stockfinster. Rasch waren die Rucksäcke übergeworfen, die Eispickel erfaßt und die Laternen angezündet, und fort ging es in die kalte Nacht hinein. In etwa 4700 Metern Höhe ließen wir die letzten Spuren von Blütenvegetation hinter uns. Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr früh passierten wir einen massiven Lavaquerriegel und trafen auf die ersten Schneeflecken unter dem Schuß der Felsen in 5000 Meter Höhe. Alle 10 Minuten mußten wir ein paar Augenblicke stehen bleiben, um den Lungen und dem Herzschlag eine kurze Beruhigung zu gönnen, denn wir befanden uns längst über Montblanc-Höhe. Kurz vor 9 Uhr trafen wir an einen Absturz, der uns einen großartigen Niederblick in das benachbarte, an 900 Meter tiefe Felstal eröffnete, bis wir endlich 9 Uhr 50 Minuten an der unteren Grenze des geschlossenen Kiboeises in 5480 Metern Höhe anlangten. Der Fels geht an dieser Stelle in etwa 20 Meter Breite ganz allmählich zur Eiskuppe über. Diese steigt aber sofort unter 35 Grad Neigung empor, so daß ihr ohne Eispickel nicht beizukommen ist. Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr begann die

schwierige Arbeit des Stufenhauens. Langsam ging es an der glatten Wand aufwärts. Beim Weitersteigen empfanden wir die Atemnot so stark, daß wir alle 50 Schritt ein paar Sekunden stehen bleiben mußten, um weit vornüber gebeugt nach Luft zu röcheln. Endlich, gegen 2 Uhr, näherten wir uns dem höchsten Rand. Noch ein halbes Hundert mühevoller Schritte in äußerst gespannter Erwartung, da tat sich vor uns die Erde auf, das Geheimnis des Kibos lag entschleiert vor uns: den ganzen oberen Kibo einnehmend, öffnete sich in jähem Abstürzen ein riesiger Krater.

Diese längst erhoffte und mit allen Kräften erstrebte Entdeckung war mit so elementarer Plötzlichkeit eingetreten, daß sie tief erschütternd auf mich wirkte" (Aus Hans Meyer: Ostafrikanische Gletscherfahrten).

Die höchste Erhebung des Kibos lag aber noch $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernt, auf der Südseite des Kraterrandes. Dieses letzte Ziel zu erreichen, versuchten indes Meyer und Purtscheller nicht, sondern kehrten in der Absicht um, die Besteigung am 6. Oktober zu wiederholen. Und an diesem Tage war ihnen „Ndscharo, der eisgebietende Berggeist des Kibo“, gnädig: sie erreichten auch den höchsten Gipfel.

„Die vor 3 Tagen gehauenen Stufen bedurften zu unsrer freudigen Überraschung nur geringer Nachbesserung. Um $\frac{3}{4}$ 9 Uhr morgens beschriften wir schon den obersten Kraterrand. Underthalb Stunden Steigens durch sonnenerweichten Firn und zerfressenes Eis führte uns zu dem Fußpunkt der 3 höchsten Felsspitzen, deren mittellste mit rund 6000 Metern die anderen um 10 bis 15 Meter überragt. Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr betrat ich als erster die Mittelspitze. Ich pflanzte auf dem verwitterten Lavagipfel mit dreimaligem Hurra eine kleine, im Rucksack mitgetragene deutsche Fahne auf und rief frohlockend: „Mit dem Recht des ersten Europäers kaufe ich diese bisher unbekannte, namenlose Spitze des Kibo, den höchsten Punkt afrikanischer und deutscher Erde: „Kaiser Wilhelm-Spitze.““

Der afrikanische Riese war bezwungen und damit eine 40jährige Belagerung und Bestürmung des Kilimandscharo

zum Abschluß gebracht" (Aus Hans Meyer: Ostafrikanische Gletscherfahrten).

Auch die geographische Erforschung des zweiten der beiden Hauptgipfel, des Mawensi, gelang Hans Meyer, wenngleich infolge unglaublicher Zerrissenheit der Lavamauern sein höchster Punkt trotz halbsbrecherischer Felsklettere nicht erreicht werden konnte.

Hans Meyer faßt die Hauptergebnisse seiner dritten Reise wie folgt zusammen: "Wir haben 4 Kibobesteigungen und 3 Mawensibesteigungen ausgeführt, die höchste Spitze des Kilimandscharo erstiegen, den großen Krater des Kibo entdeckt, die ersten afrikanischen Gletscher gefunden und das ganze Hochgebiet möglichst gründlich untersucht, topographisch und photographisch aufgenommen und abgemalt."

Die erste Kunde vom Eiaffisee brachte 1892 Oskar Baumann, nachdem er vorher als erster Weißer Uassi betreten hatte und dort mit Pfeilschüssen und Kriegsgeschrei empfangen worden war. Es gelang ihm gleichwohl, weiter nach Westen vorzudringen und Urundi zu durchziehen, wobei er den Kagera entdeckte, in dem er den eigentlichen Quellfluß des Nil sah.

Ein erfolgreicher Entdecker und Erforscher auf ostafrikanischem Boden ist auch

Graf Göhen

gewesen. 1893 und 1894 führte er eine anfangs gar nicht beabsichtigte Durchquerung des Kontinents glücklich durch, die ihn in weniger denn Jahresfrist vom Indischen zum Atlantischen Ozean brachte. Ein günstiger Stern schwebte von Anfang bis zum Ende über der Reise. Auf bekannten Pfaden ging es vom Pangani über die Massai-Steppe nordwestwärts. Erstes und vorläufig einziges Ziel des Forschers war das mächtige vom oberen Kagera durchflossene Reich Ruanda, das sich bisher völlig unberührt von der Außenwelt erhalten und jedes fremden Eindringlings erwehrt hatte. Nach reichlich vier Monaten schon war dieses Ziel er-

reicht. Wider alles Erwarten und im Gegensatz zu wilden Gerüchten wurde die Karawane von dem Sohne des Königs in freundlichster Weise nach der Residenz geleitet, die sich in der Nähe der Kirunga-Vulkane im Hochgebirge befand.

Riesenhafte, an die Märchen- und Sagenwelt gemahnende Gestalten trafen hier den Reisenden entgegen, und schließlich erschien der gefürchtete König, Luabugiri mit Namen, selbst. Er und seine Verwandten sind sicherlich zu den größten Menschen zu zählen, die es unter der Sonne gibt. Die Hautfarbe war ein ganz liches Braun, dem durch sorgfames Einsetzen ein heller Glanz verliehen wurde. Das Haupthaar war fast wegrasiert, nur ein wulstiger Kamm blieb auf dem Kopfe stehen. Des Königs Gesichtszüge zeigten eine eigentümliche Schönheit. Um die Stirn trug er einen Kranz von grünen Blättern, und sein sinnlich blickendes Auge, sowie ein grausamer um den Mund spielender Zug erinnerten unwillkürlich an die Köpfe gewisser römischer Cäsaren.

Luabugiri ist eine der letzten Säulen der alten innerafrikanischen Despotenherrschaft. Seine ererbte Nomadennatur hatte er sich erhalten; nie lebte er länger als zwei Monate an einem und demselben Ort und baute sich immer neue Residenzen. Ob es Absicht von seiner Seite oder Zufall war, daß die Reisenden oben im Hochgebirge mit ihm zusammentrafen, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls gab die wildromantische Natur des Berglandes einen äußerst pittoresken Rahmen ab, aus dem sich die Riesengestalt dieses Bergkönigs fast märchenhaft großartig abhob.

"Ruanda ist ein ganz herrliches Land, das den schönsten und vor allem fruchtbarsten Gebieten Afrikas zugehört werden muß. Und wenn sich in tropischen Ländern oft genug mit dem Begriff "fruchtbar" der Begriff "ungesund" untrennbar verbindet, so macht Ruanda hiervon eine rühmliche Ausnahme. Bei der durchschnittlichen Seehöhe des Landes von 1800 bis 2000 Metern muß dieses als durchaus fieberfrei angesehen werden, und unsere Erfab-

rungen bestätigten diese Behauptung. Vermöge seiner Fruchtbarkeit, seines kühlen Klimas und seiner dichten Bevölkerung wird es einst ein kostbarer Besitz sein. Da reiht sich Gehöft an Gehöft, und man findet dazwischen kaum ein Stück Boden, das nicht für irgend welchen Feldbau oder als Weideland nutzbar gemacht worden wäre. Ruanda muß auch als regenreiches Land bezeichnet werden. Die Niederschlagsmengen scheinen ziemlich gleichmäßig über das ganze Land verteilt zu sein. Eine eigentliche Regen- und eine Trockenperiode wird nicht unterschieden. Frische Gebirgswinde wehen dem Wanderer auch während der heißen Mittagstunden angenehme Kühlung zu, und die Abend- und Nachttemperaturen erinnern an die angenehmsten Herbsttage in der deutschen Heimat. Die eingeseffene Bevölkerung gehört dem Stamme der Bantuneger an" (Göhen: Durch Afrika von Ost nach West).

Ein siebentägiger Marsch in nördlicher Richtung brachte die Karawane an den Fuß des mächtigen Vulkans Kirunga. Der Marsch war mit furchtbaren Anstrengungen verknüpft, da die Gegend zusehends einen immer wilderen Charakter annahm. Aber endlich lag er da, der geheimnisvolle Berg, von dem die Eingeborenen behaupteten, daß er jedem den Tod bringe, der ihn zu besteigen wage.

Andern Tags begann Graf Göhen mit nur wenigen Begleitern und 18 ausgesuchten Trägern den Aufstieg. Sie betraten dichtes Gestrüpp, das sich, je weiter sie vordrangen, immer mehr zum eng verwachsenen, lianenbehangenen Urwald entwickelte. Bald umgab sie völlige Dunkelheit. Mit einem Male hörte der Pfad auf. Nun begann ein mühsames, schrittweises Vorwärtsarbeiten mit Art und Messer.

„Es war ein wahres Vergnügen, die Äste und Lianen unter den Hieben rechts und links zur Seite fliegen zu sehen. Mit dem vollen Gewicht unserer Körper legten wir uns in die unentwirrbare Pflanzenmasse förmlich hinein, um sie niederzudrücken und zur Seite zu drängen, wenn die Messer die Hauptstränge der rankenden Schlingpflanzen

durchschnitten hatten. Oft spritzte milchiger Saft unter den Hieben hervor, dessen ätzende Schärfe unsere Augen gefährdete; dazu wurde uns die Haut von zahllosen Dornen blutig geritzt, und die Armmuskeln schmerzten von der ungewohnten Arbeit immer heftiger. Unter solchen Schwierigkeiten legten wir fünf Männer in neunstündiger Arbeit einen Weg von ungefähr zwei Kilometern frei.

Wundervolle Blumen, Pflanzen mit phantastischen, riesenhaften Blättern, wie wir sie nie zuvor gesehen, zeigten sich unsern Blicken. Gummilianen, wilder Pfeffer, dazu zahllose Moose, Flechten und Schwämme an den vermoderten, uralten Stämmen, das alles bildete ein wirres Durcheinander, und über unsere Köpfe hinweg flatterten mit lautem Kreischen graue Papageien" (Göhen).

Nach Überschreiten der Urwaldgrenze hörte jede Vegetation auf, der Boden wurde rissiger, und die nackte Lava trat zu Tage. Mit jeder Minute wuchs die Schwierigkeit des Emporklimmens, weil ganze Wälle und Mauern von Lava und Lavastrümmern überklettert werden mußten, die den Barfüßigen die Füße wund rissen. Gewaltiges Donnern tönte den Reisenden von oben entgegen. Plötzlich lag, „wie eine riesige Arena“, wie „ein verzehnfachtes Kolosseum“ ein Kraterkessel zu ihren Füßen. Fast senkrecht stürzten sich die Wände in die Tiefe hinab. Ununterbrochen strömten gewaltige Dampf Wolken empor, und in kurzen Zwischenräumen hörte man ein halb donnerndes, halb zischendes Geräusch aus der Tiefe heraufdringen. Der größte Durchmesser der elliptischen Krateröffnung ließ sich auf 2000 Meter berechnen.

Nach der glücklichen Rückkehr vom Feuerberg wandte sich Graf Göhen mit seinen Leuten südwärts zum Kiwusee.

„Uns, die wir als die ersten diese Gegend sahen, erschien der herrliche Kiwusee als der Treffpunkt, an dem sich die Kolonisten zweier Länder, Deutschlands und des Kongostaates, die Hände reichen können zu friedlicher Kolonialarbeit" (Göhen).

Das Glück, das die Karawane bisher so freulich begleitet hatte, ließ in dem Führer den Entschluß reifen, sein Unternehmen zur Westküste Afrikas weiterzuführen und damit eine Durchquerung des Kontinents zu versuchen. Da er am Kiwusee seine Aufgabe bereits erfüllt sah, lautete die Parole jetzt für ihn: „Rasch nach der Heimat!“ Die Wasserstraße des Kongo bezeichnete nunmehr den Weg, auf dem er sich heimwärts bewegte. Nach einem Marsch von nahezu drei Monaten erblickte er bei Kirundu die braunen Fluten des Stromes, die sich in gewaltiger Breite nach Norden wälzten. In freundlichster Weise stellte der belgische Kommandant den staatlichen Dampfer „Ville de Bruxelles“ zur Verfügung, der die Karawane in 21 Tagen von den Stanleyfällen nach Leopoldsville frug. Noch ein fast dreiwöchiger, mühseliger Landmarsch über Berge und Täler — und Graf Göhen stand am 5. Dezember 1894 am Gestade des Atlantischen Ozeans. Hier mietete er für den Rücktransport seiner 220 Mann starken Begleitung nach Deutschostafrika einen englischen Dampfer; er selbst aber eilte auf kürzestem Wege über Lissabon der deutschen Heimat zu.

Graf Göhen ist der erste Europäer gewesen, dem der Einmarsch in Ruanda gelang, der den feuerspeienden Berg Kirunga bis zur Höhe des Kraters bestieg und der den Kiwusee entdeckte.

Von hohem geographischem Wert waren die ins Ende des 19. Jahrhunderts fallenden Reisen W. Bornhardts nach Deutschostafrika. Für das südöstliche Viertel des Schutzgebietes haben sie sich nach Hahn vielfach geradezu als grundlegend erwiesen, so vor allem für die nördliche und nordöstliche Umgebung des Nyassasees, dann aber auch für die Inseln Pemba, Sansibar und Mafia, sowie für ein beträchtliches Stück der Ostküste, endlich auch für das Rufidshital und das ganze Land zwischen Lindi und dem Nyassa.

Im 20. Jahrhundert waren eigentliche Entdeckungen nur noch in wenigen Gegenden zu machen. Es gab nur noch

unbekannte Gebietsstriche in Ruanda und im zentralafrikanischen Graben zwischen Kiwusee und Albertsee. Diesen wandte sich

Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg

1907 mit einer großen Expedition von der Ostküste Afrikas aus zu. Ihm und seinem Topographen, Oberleutnant Weiß, verdanken wir die völlige Neuaufnahme des sogenannten „Weißen Fleckes“ in dem bezeichneten Gebiete, während der der Expedition beigegebene Geologe, Egon Kirschstein, in halbjähriger Tätigkeit die Vulkane nördlich vom Kiwusee geologisch vollkommen erforschte. Er hat im ganzen 11 äußerst heftige Gas- und Lapilliausbrüche beobachtet und zum großen Teil photographisch festgehalten.

„Ein Bild von schauriger Schönheit boten namentlich die Nachtausbrüche des Vulkans, wenn die aus dem weiten Krater emporwachsende Dampfsäule durch den Widerschein des aufsteigenden Schmelzflusses wie eine mächtige, zum Himmel schlagende Lohe glutrot erleuchtet erschien und wenn dann plötzlich aus der feurigen Pinie ein prächtiger Funkenregen von tausend und abertausend in die Höhe mit emporgerissenen, glühenden Schlackenstückchen, einem Goldflitterregen vergleichbar, in die Tiefe niederging. Dabei war es während des Ausbruchs so hell, daß ich im Lager am Südfuß des Berges sogar Uhr und Barometer ohne Laterne ablesen konnte“ (Kirschstein).

Auch ins Innere eines tätigen Vulkans hat Kirschstein sich gewagt.

„Ich hatte“, so berichtet er, „am 5. Dezember mit einigen meiner besonnensten Leute den Abstieg vorgenommen, als wir plötzlich, mitten im Krater, von heraufziehenden Wolken in einen dichten Nebel und feinen Sprühregen gehüllt wurden. Der Nebel war so dicht, daß wir kaum auf 5 Schritte zu sehen, geschweige denn auch nur annähernd die Begrenzung der dampfenden Schlünde des Vulkans zu erkennen vermochten. Ein einziger Fehltritt — und rettungslos wären wir für immer in der unheimlich gäh-

nenden Tiefe verschwunden. Ich beschloß unter diesen Umständen, an Ort und Stelle besseres Wetter abzuwarten. Zwei Stunden hatten wir so bereits auf einem und demselben Fleck zugebracht. Da, plötzlich ein dumpfes Rollen unter meinen Füßen, ein unterirdisches Donnern. Erst einmal — ganz leise, wie ein fernes Gewitter. Dann noch einmal. Schließlich von Minute zu Minute deutlicher anschwellend. . . Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn. Eine Täuschung war ausgeschlossen: der Berg war zu neuer Tätigkeit erwacht. Der schrecklichen Lage mir bewußt, gab ich unverzüglich den Befehl zum Rückmarsch. Und es war auch wirklich höchste Zeit. Denn hageldicht regneten uns jetzt die Lapilli auf den Kopf, schwer legten sich die vulkanischen Dämpfe auf die Lunge, beengten die Brust, immer knapper wurde der Atem, nur das Herz atmete hörbar laut. Schweigend tasteten wir uns vorwärts. Infolge des dichten Nebels war jedoch jede Orientierung unmöglich. Gelang es uns nicht bald, den Ausweg aus dieser Mausefalle zu finden, so waren wir verloren. Zum Glück für uns riß der dicke Nebelschleier. Nur für einen kurzen Moment. Aber das genügte. Ich hatte die Stelle der Kraterwand erkannt, an der wir hinaus konnten. Wenige Sekunden später standen wir oben, auf dem Rande des Kraters, und ein befreiendes Hurra entrang sich unseren Kehlen. Wir waren gerettet aus der Gefahr."

Über den Eduardsee und seinen Abfluß, den Semliki, gelangte ein Teil der Karawane bis zum Süden des Albertsees; dann aber ging's auf gebahnten Wegen heimwärts durch den ungeheuren Kongourwald, von dem noch damals galt, was 20 Jahre früher Stanley über ihn schrieb:

„Denke dir ganz Frankreich und die Pyrenäenhalbinsel dicht besetzt mit Bäumen von 6—60 Metern Höhe, platten Stämmen, deren Blattoberflächen sich so nahe befinden, daß sie sich untereinander verwickeln und den Anblick des Himmels und der Sonne verhindern, und jeden Baum von wenigen Zentimetern bis über einen Meter dick. Denke dir alsdann von einem Baum zum andern Laue von

5—40 Zentimetern Durchmesser, welche die Form von Schlingen haben oder sich in großen dichten Kreisen um die Stämme ringeln, bis sie die höchste Spitze erreicht haben. Laß sie üppig blühen und Blätter treiben und sich mit dem Blattwerk der Bäume vereinigen, um die Sonne zu verbergen, laß von den höchsten Zweigen die Laue zu Hunderten bis beinahe auf den Erdboden herabfallen und schlanke Ranken herabhängen. Arbeite alles gehörig durcheinander und du hast eine Vorstellung vom tropischen Urwald."

Dank der Freundlichkeit der belgischen Verwaltung, die Kongodampfer und später einen Sonderzug zur Verfügung stellte, erreichte Herzog Adolf Friedrich mit den Seinen ungefährdet die Küste des Atlantischen Ozeans.

In Deutschostafrika war vom Beginn des 20. Jahrhunderts ab auch

Karl Uhlig

tätig und zwar 1900—1906 als Meteorolog. Er untersuchte in dieser Zeit wissenschaftlich besonders eingehend den Westrand der ostafrikanischen Bruchstufe. Am bedeutsamsten war dabei seine 3. Reise in das Innere Ostafrikas vom Anfang Juni bis Mitte Dezember 1904. An seinen Untersuchungen beteiligte sich als Mitglied der Expedition

Fritz Jäger.

Im Auftrage des Reichskolonialamtes hat dieser in den Jahren 1906 und 1907 auch eine eigene Forschungsreise ins Innere Deutschostafrikas unternommen.

Sie galt einem bisher unbekanntem Teile der Kolonie, nämlich dem abflußlosen Hochland zwischen dem Kilimandscharo und dem Viktoriassee. Es gehört zu den trockensten Gegenden Deutschostafrikas und ist daher für dauernde Besiedelung ungeeignet. „Wie oft waren wir froh“, schreibt der Forscher, „wenn wir nach einem anstrengenden Tagesmarsch und mühevолlem Suchen ein Wassertümpelchen fanden, von dem zu trinken, man sich anderswo ekeln würde! Wie manches Mal mußten wir auch ohne Wasser unser

Lager aufschlagen!" Bei so schwierigen Verhältnissen ist die geographische Aufnahme des Landes um so höher anzuschlagen. Ein Haupterfolg der Reise war es, daß es Jäger gelang, die Riesenkrater des Gebietes eingehend zu untersuchen, insbesondere den großen rätselhaften Kessel von Ngorongoro, den schon Oskar Baumann 1892 entdeckt hatte. Der Ngorongoro ist der größte Krater einer mächtigen Gruppe von Vulkanen. An seinem oberen Rande hat er nicht weniger als 22 Kilometer Durchmesser.

c) Das übrige Afrika.

In gleicher Weise arbeiteten die übrigen Kolonialvölker an der Erschließung ihrer Schutzgebiete und deren Nachbarländer. Auch Deutsche stellten sich in den Dienst fremder Kolonialvölker. In Südafrika, besonders in dem Lande um den Ngami-See und in der Kalaristeppe, forschte 1896—1899 Passarge. Die Ergebnisse dieser wissenschaftlichen Arbeit legte er in zwei Monographien nieder „Die Kalahari“ und „Der Buschmann.“

Am innigsten aber und mit großer Liebe und Begeisterung hat sich in den letzten Jahrzehnten dem Erdteil verbunden

Leo Frobenius.

An der Spitze der „Deutschen Innerafrikanischen Forschungs Expedition“ unternahm er 1904—1915 sieben Reisen ins Innere Afrikas. Die erste (1904—1906) führte in das Kassai- und Kongobecken, wo seit Wissmann, also seit fast 20 Jahren, die wissenschaftliche Forschung geruht hatte und manche Lücke auszufüllen gelang. Die zweite Reise (1907—1909) war zunächst ein Zug vom Senegalgebiet über den oberen Niger nach Liberia, setzte sich dann nordwärts nach Timbuktu fort und fand, in südlicher Richtung Togo kreuzend, an der Guineaküste ihr Ende. Die dritte Reise (1910) ging von Algier in das Kabylenland und in die nördlichen Grenzgebiete der Sahara. Die vierte (1910—1912)

nahm ihren Ausgang in Lagos. Dann wurden Züge in die Haussaländer und in das nördliche Adamaua unternommen. Auf der fünften Reise (1912) untersuchte Frobenius den alten Kulturweg vom Roten Meer über Chartum am Nil nach dem Sudan, auf der sechsten (1913—1914) das Gebiet zwischen Algier und Marokko, zwischen der marokkanischen Sahara und Oran, zwischen Tunis und Constantine. Die siebente Reise endlich (Dezember 1914—Mai 1915) war eine von der obersten Heeresleitung befohlene Kriegsfahrt nach dem italienischen Abessinien.

Frobenius kam es auf allen diesen Reisen weniger auf Entdeckung neuer Gebiete als vielmehr auf eingehendste Erforschung der Völker und ihrer Kulturen an. „Er hat überaus reichhaltiges ethnographisches, historisches und archäologisches Material gesammelt und über eine frühere „atlantische“ Kultur höchst originelle, allerdings auch noch viel bestrittene Ansichten gewonnen“ (Jäger). Manche alte Vorstellung hat er berichtigt, mit manchem Vorurteil ausgeräumt. „In einem Werke der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts heißt es: „Die Menschenfresserei kann doch nur von einem Volke geübt werden, das auf der niedrigsten Stufe menschlicher Gesittung steht und noch keinerlei seelische Verfeinerung und Vertiefung erfahren hat.“ Dagegen ist meine Erfahrung: In der Reiseperiode von 1904—1906 zählte ich zu den besten Leuten der Expedition einige Bassonge, also Angehörige eines Volkes, das am oberen Sankuru und Lomani wohnt. Es waren dies kluge und intelligente Menschen, die aber zu den raffiniertesten Menschenfressern gehören, die ich überhaupt persönlich kennengelernt habe. Die Bassonge essen nicht nur gelegentliche Kriegsbeute, sondern sie veranstalten Menschenjagden und mästen Sklaven und Sklavinnen, die nur zu dem Zwecke dienen sollen, gegessen zu werden. Erlegte Kinder werden wie die Ratten auf lange Stöcke gesteckt und an diesem naturwüchsigen Bratspieß geröstet. Hier ist also die Barbarei so voll entwickelt wie nur denkbar. Und doch waren diese kannibalischen Bassonge nach dem von uns vorgefun-

denen Typus eines jener seltenen innerafrikanischen Völker, die zu den geschmackvollsten und geschicktesten, taktvollsten und intelligentesten gehören, die wir unter den sogenannten Naturvölkern überhaupt kennen. Ihre Tonarbeiten könnten jedem europäischen Kunstgewerbler reiche Anregung bieten. Dazu waren sie die fleißigsten und geschicktesten Farmbauern. Der Verkehr der Männer und Frauen, der Eltern und der Kinder war durch einen Takt und durch eine Feinfühligkeit charakterisiert, die weder in bäuerlicher Unbefangenheit, noch in städtischer Verfeinerung bei uns übertroffen werden könnte. Ist es da nicht augenscheinlich, daß die abgeschmackte Sitte der Menschenfresserei, eine barocke Übertreibung, wie sie notwendig die Kultur jedes Volkes aufweist, durchaus nicht als Zeichen absoluten kulturellen Tiefstandes gelten kann?" (Frobenius).

Gegenwärtig (Sommer 1928) rüstet Frobenius mit 10 deutschen Forschern zu einer neuen Reise nach Südafrika. Nach seinen eigenen Mitteilungen soll sie in erster Linie kulturhistorischer Art sein. So will er z. B. auf bereits hergestellten Karten Angaben über Haartrachten, Aberglauben, Kindermorde, Gebrauch von Kupfermünzen u. a. einzeichnen. Auch die riesigen, sagenumwobenen Tempelruinen von Simbabwe sollen untersucht und damit Karl Mauchs Forschungen fortgesetzt werden.

Wichtig war auch die Reise Dr. Oskar Neumanns und des Freiherrn von Erlanger nach Abessinien, die 1900 von Zeila ausging, über Addis Abeba zum Blauen Nil und zurück zur Hauptstadt führte, sich dann nach der südostabessinischen Seenkette fortsetzte und von Neumann bis zum Sobat, von Erlanger bis zum Rudolfsee ausgedehnt wurde. Die Aufklärung des Sobatsystems und der südostabessinischen Seenkette sind die Hauptergebnisse dieser großen Expedition.

Der Altmeister der Marokkoforschung ist Theobald Fischer. Seine große Reise vom Jahre 1899 galt dem Lande im ganzen. Im Frühjahr 1901 finden wir ihn wieder in Nordafrika, zeitweise in Begleitung F. Weißgerbers und des Grafen Pfeil. Diesmal wurden Mogador und

die drei südmarokkanischen Provinzen Schedma, Ahmar und Abda bereist, die den Zymasee umgrenzenden Gebiete untersucht, neue Wege nach Marrakesch (Marokko) festgelegt und die bisweilen cañonartigen Talabschnitte des Amer-Rbia genau aufgenommen. Noch das ganze erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts war Fischer in Marokko rüstig auf dem Plan.

1908 besuchte Alfred Hettner Ägypten, 1911 und 1912 Algerien und Tunis. Auf dieser zweiten Reise begleitete ihn Heinrich Schmitthener.

Große Wüstendurchquerungen, die früher Ereignisse bedeuteten, sind im 20. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches mehr. Nach langer Pause wurde auch Tripolis wieder als Ausgangspunkt einer Wüstendurchquerung genommen und damit die Kenntnis der östlichen Sahara bereichert. Der Baseler H. Vischer führte 1906/07 eine Expedition durch das tripolitaniische Bergland und über Mursuk, Gasrun, Agades zum Tjadsee.

Im Sommer 1926 hat eine neue Frobeniusexpedition eine 14tägige schwierige Fahrt durch die zentralnubische Wüste erfolgreich abgeschlossen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind außerordentlich befriedigend. Frobenius entdeckte ganz neue Gebiete, über die genaue Nachrichten abzuwarten sind.

Der Tjadsee mit seiner Umgebung hat die Reisenden auch in neuester Zeit stark angezogen. Die Niger-Benue-Tjadseeexpedition Friß Bauers aus dem Jahre 1902 erzielte als wichtigste Ergebnisse die Erforschung des oberen Benue und die Entdeckung eines neuen Nebenflusses des Benue, des Mao Shuffi.

Der jüngste Zeitabschnitt hat, besonders nach seinem Ende hin, zum Teil mehr aufzählenden als ausführlich darstellenden Charakter, und auch die Aufzählung ist bei weitem nicht vollständig. Der Zweck des Buches rechtfertigt das. Das Bild des Erdteils stand zu Beginn des Abschnitts in seinen wesentlichen Zügen fest. Wenn auch den Reisenden in den letzten Jahrzehnten noch manche geographische Ent-

deckung zufiel, handelte es sich doch in dieser Zeit hauptsächlich um Ausfüllung kleiner Lücken, um Ergänzung des Gewonnenen, um landeskundliche Darstellungen, kurz um Einzelforschung. An die Stelle extensiver geographisch-topographischer Forschungen trat die intensive wissenschaftliche Arbeit, d. h. die Bearbeitung bestimmter Probleme, die durch Forschungsreisen der Lösung näher gebracht werden. Je mehr aber diese gegenüber den Entdeckungsfahrten in den Vordergrund trat, um so mehr war die Aufgabe des Buches erschöpft, das vorwiegend Entdeckungsgeschichte zum Ziele hat.

Vom gleichen Verfasser erschien:

Carl Christian Friedrich Krause als Geograph.
Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Literatur.

- Adolph Friedrich, Herzog zu Mecklenburg. Ins innerste Afrika. 1909.
- Adolph Friedrich, Herzog zu Mecklenburg. Vom Kongo zum Niger. 1912.
- Barth, Heinrich, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika. Gotha 1857—1858.
- Barth, Chr. G., Die von 1865—1895 erzielten Fortschritte der Kenntnis fremder Erdteile. Stuttgart 1898.
- Baumann, Dr. Oskar, In Deutschostafrika während des Aufstandes. Wien 1890.
- Baumann, Dr. Oskar, Durch Massailand zur Nilquelle. Berlin 1894.
- v. Beurmann, Karl Moriz, Reise von Bengasi nach Audschila und Mursuf. Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 8. Gotha 1862.
- Burckhardt, Johann Ludwig, Reisen in Rubien. Weimar 1820.
- Fischer, Theobald, Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise im Atlasvorlande von Marokko. Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 133. Gotha 1900.
- Flegel, Eduard Robert, Vom Niger bis Benue. Leipzig 1890.
- Frijsche, Rudolf, Die Erforschung der Erde vom Nordpol bis zum Südpol. Die neue Volkshochschule. Band 2. Leipzig 1923.
- Frobenius, Leo, Im Schatten des Kongostaates. Berlin 1907.
- Frobenius, Leo, Erlebte Erdteile. Band 3. Frankfurt a. M. 1925.
- Ghillany, Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim. Nürnberg 1853.
- v. Göhen, Gustav Adolph, Graf, Durch Afrika von Ost nach West. Berlin 1895.
- Günther, Siegmund, Heinrich Barth. Biographische Blätter. München 1896.
- Günther, Siegmund, Martin Behaim. Bayerische Bibliothek. Bamberg 1890.
- Günther, Siegmund, Georg Schweinfurth. Beilage zur Allgemeinen Zeitung. München. Jahrgang 1906. Nr. 301.
- Günther, Siegmund, Gerhard Rohlfs. Freiburg 1912.

- Günther, Siegmund, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Leipzig 1901.
- Günther, Siegmund, Geschichte der Erdkunde. Leipzig 1904.
- Günther, Siegmund, Entdeckungsgeschichte und Fortschritte der wissenschaftlichen Geographie im 19. Jahrhundert. Berlin 1902.
- Hahn, Friedrich, Afrika. Sievers' Allgemeine Länderkunde. Leipzig 1901.
- Hausberg, Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Afrikaforschung. Programm des Katharineums zu Lübeck. 1887.
- Heiderich, Franz, Länderkunde der außereuropäischen Erdteile. Leipzig 1907.
- v. Heuglin, Theodor, Reise in das Gebiet des Weißen Nils. Leipzig 1869.
- Hornemann, Friedrich, Tagebuch seiner Reise von Kairo nach Mursuf. Weimar 1802.
- Jäger, Fritz, Das Hochland der Riesenkrater. Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten. Ergänzungshefte 4, 8.
- Jäger, Fritz, Afrika. Berlin und Leipzig 1925.
- Jordan, W., Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expeditionen in die Lybische Wüste. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Birchow und Holzendorff Nr. 218.
- Junker, Wilhelm, Reisen in Afrika. Wien 1889 bis 1891.
- Kersten, Otto, Baron von der Deckens Reisen in Ostafrika. Leipzig 1880.
- Krapf, Johann Ludwig, Reisen in Ostafrika. Kronthal und Stuttgart 1858.
- Kretschmer, Konrad, Geschichte der Geographie. Berlin 1912.
- Lenz, Oskar, Timbuktú. Leipzig 1884.
- Lenz, Oskar, Wanderungen in Afrika. Wien 1895.
- Löwenberg, Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen. Leipzig und Berlin 1881.
- Mayer, Karl Mauch. Stuttgart 1895.
- Mauch, Karl, Reisen im Innern von Südafrika. Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft 1874.
- Meyer, E., Erforschungsgeschichte des Westjüdans. Petermanns Mitteilungen 1897. Ergänzungsheft 121.
- Meyer, Hans, Zum Schneedom des Kilimandscharo. Berlin 1888.
- Meyer, Hans, Ostafrikanische Gletscherfahrten. Leipzig 1890.
- Meyer, Hans, Der Kilimandscharo. Berlin 1900.
- Meincke, C. E. Krapfs und Rebmanns Reisen ins östliche Südafrika (Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde 1860, neue Folge, Band 9).
- Mohr, Eduard, Nach den Viktoriasfällen des Sambesi. Leipzig 1875.
- v. Morgen, Kurt, Durch Kamerun von Süd nach Nord. Leipzig 1892.

- Nachtigal, Gustav, Sahara und Sudan. Leipzig 1889.
- Passarge, Siegfried, Adamaua. Berlin 1895.
- Passarge, Siegfried, Die Kalahari. Berlin 1904.
- Passarge, Siegfried, Der Buschmann. Berlin 1906.
- Passarge, Siegfried, Südafrika. Leipzig 1907.
- Paulitschke, Philipp, Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents. Wien 1879.
- Peschel, Oskar, Geschichte der Erdkunde. München 1877.
- Peschel, Oskar, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttgart 1877.
- Peters, Karl, Das deutschostafrikanische Schutzgebiet. München und Leipzig 1895.
- Polko, Elise, Erinnerungen an einen Verschollenen. Leipzig 1863.
- Rebmann, Johannes, Briefe aus Ost- und Mittelafraka. Calwer Missionsblatt 28, Jahrgang 19.
- Rohlfs, Gerhard, Quer durch Afrika. Leipzig 1874—75.
- Rohlfs, Gerhard, Drei Monate in der Lybischen Wüste. Cassel 1875.
- Ruge, Sophus, Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte der Erdkunde. Dresden 1888.
- Ruge, Sophus, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Berlin 1883.
- Rüppell, Eduard, Reisen in Rubien. Frankfurt 1829.
- Rüppell, Eduard, Reise in Abessinien. Frankfurt 1838—40.
- Schend, Adolf, Die Afrikaforschung seit 1884. Geographische Zeitschrift 1898.
- Schend, Adolf, Vegetationsbilder aus Deutsch-Südwestafrika. 1902.
- Schubert, Heinrich Barth. Berlin 1897.
- Schweinfurth, Georg, Im Herzen von Afrika. Leipzig 1874.
- Stuhlmann, Franz, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894.
- Supan, Alexander, Ein Jahrhundert der Afrikaforschung. Petermanns Mitteilungen 1888.
- Thorbecke, Franz, Im Hochlande von Mittelkamerun. Abhandlungen des Hamburger Kolonialinstituts. 1914.
- Uhlig, Karl, Die ostafrikanische Bruchstufe. Berlin 1909.
- Weule, Karl, Die Erforschung der Erdoberfläche. Weltall und Menschheit, Band III und IV. Berlin und Leipzig, ohne Jahr.
- Wissmann, Hermann, Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. Berlin 1889.
- Wissmann, Hermann, Meine zweite Durchquerung Äquatorialafrikas. Frankfurt (Oder) 1890.

Namenverzeichnis der Entdecker und Forscher.

	Seite		Seite
Adolph Friedrich Herzog zu Mecklenburg.	129	Nachtigal, Gustav	50
Barth, Heinrich	16	Neumann, Oskar	134
Bauer, Frig	135	Paffarge, Siegfried	115, 132
Baumann, Oskar.	124	Peters, Karl	120
v. Behaim, Martin	9	Pfeffer, Gulla	119
v. Beurmann, Moriz	36	v. Pfeil, Graf.	120, 134
Bornhardt, W.	128	Pogge, Paul	88
Burdhardt, Johann Ludwig.	14	v. Pöckler-Limpurg, Graf.	117
von der Decken, Klaus	66	Rebmann, Johannes	60
v. Erlanger, Freiherr	134	Rohlf's, Gerhard	37
Fischer, Gustav Adolph.	73	Rohrbach, Paul	117
Fischer, Theobald.	134	Rüppell, Eduard	16
Flegel, Eduard Robert.	58	Schend, Adolf.	113
v. François, Kurt	95, 113, 119	Schinz, Hans	113
Frobenius, Leo	132, 135	Schmitthener, Heinrich	135
v. Gözen, Graf	124	Schnizer, Eduard (Emin Pascha)	108
Haffert, Kurt	118	Schulze, Leo	113
Hettner, Alfred	135	Schweinfurth, Georg	62
Hornemann, Friedrich	11	Seiner, F.	113
Jäger, Frig	113, 131	Stuhlmann, Franz	109
Jühlke, Karl Ludwig	120	Thorbecke, Franz	118
Junker, Wilhelm	96	Uhlig, Karl.	131
Kirschstein, Egon	129	Vischer, S.	135
Krapf, Johann Ludwig	60	Vogel, Eduard	34
Langhaus, Paul	117	Waibel, Leo	113, 118
Lenz, Oskar	60	Weiß, Oberleutnant.	129
Mauch, Karl	73	Weißgerber, F.	134
Meyer, Hans	120	Wissmann, Hermann	88
Mohr, Eduard	83	Wolf, Ludwig	95, 119
v. Morgen, Kurt	113		

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main



- Hornemann: ————— sicherer Weg
- Burckhardt: - - - - - mutmasslicher Weg
- Barth: - - - - -
- Lenz: - - - - -
- von der Decken: - - - - -
- Mauch: - - - - - einige Reisen
- Pogge u. Wissmann: - - - - -
- Junker: { - - - - - erste Reise
- { - - - - - zweite Reise von Lado ab
- Emin Pascha: { - - - - - von Tabora aus
- Morgen: { - - - - - erste Reise
- { - - - - - zweite Reise

Maßstab 1:30 000 000